kontakt



Orden in Deutschland



Orden in der Welt



Bücher

Orden in Deutschland

Johannes Bunnenberg OP
Dominikus – Prediger der Gnade ... 6

Gerd Frenschkowski OP
In der Tradition des Aquinaten ... 8

Johannes Zabel OP
Seit 1933: Ewige Anbetung ... 11

Johannes Bunnenberg OP
Ein Gärtner im Garten des Hl. Dominikus ... 12

Andrzej Dołęga OP
Wer wagt, gewinnt ... 14

Markus Langer OP
Für die Kleinsten ... 16

Norbert Hinckers OP
Ein neuer Eingang an einem alten Gebäude ... 18

Dennis Halft OP und Philipp M. König OP
Das Noviziat on the road ... 20

Christoph Wekenborg OP
„Die Farben des Himmels" ... 22

Bernhard Kohl OP
Theologie OST ... 24

Richard Nennstiel OP
Dialog vor der Haustür ... 26

Uwe Augustinus Vielhaber OP
„3 x klingeln…!" ... 28

Bernhard Kohl OP
50 Jahre „Wort und Antwort" ... 32

Christina Bents
Segen für Mensch und Maschine ... 34

Horst Wieshuber
Die politische Verantwortung
von Kirche und Theologie ... 36

Interview mit Sr. Jordana Schmidt OP ... 38

M. Magdalena Dörtelmann OP
„Der Welt verborgen – der Welt verpflichtet" ... 41

Uwe Augustinus Vielhaber OP
Aus dem Depot gerettet ... 44

Johannes Matthias Schäffler OP
Mensch – wo bist Du? ... 46

Lambert Schmitz OP (†)
Kostbar ist in den Augen des Herrn
das Sterben seiner Frommen ... 49

Manfred Entrich OP
Paulus – Person und Mission ... 50

Gottfried Michelbrand OP
Ehrenamt: Herzstück eines christlichen
Krankenhauses ... 52

Die für uns lebten ... 55

Orden in der Welt

David M. Kammler OP
Oberammergau in Cochabamba ... 58

Thomas Eggensperger OP
Peru – Bolivien und zurück ... 60

Karl Gierse OP
Diferente – Anders ... 65

Osvaldo Robles OP
Quo vadis, Bolivien? ... 68

Barbara Offermann OP
Bethanien im Baltikum ... 70

Ulrich Engel OP
Zwischen Universität und Öffentlichkeit ... 72

Constantine Mamo OP
Verkündiger des Wortes Gottes ... 74

Bücher ... 80



Liebe Leserinnen und Leser von Kontakt, liebe Wohltäterinnen und Wohltäter, liebe Freundinnen und Freunde,

der Dominikanerorden geht auf ein großes Jubiläum zu: die 800-Jahr-Feier. Im Brief an die Moniales, die kontemplativen Dominikanerinnen, nimmt das Generalkapitel von Bogotà (2007) Bezug auf das erste Dominikanerinnenkloster in Prouilhe, das Dominikus zehn Jahre vor den Predigerbrüdern ins Leben rief, und schreibt: „Am Ende des Jubiläumsjahres der Gründung der ersten dominikanischen Gemeinschaft werden wir eine ‚Jahresnovene' beginnen, die von 2008 bis zum 22. Dezember 2016 dauern wird; bis zu dem Tag also, an dem wir den 800. Geburtstag der Ordensbestätigung werden feiern dürfen. Diese neun Jahre stellen ‚eine Pilgerfahrt zu unseren Wurzeln' dar; sie dient der Wiederentdeckung der ursprünglichen Absichten des Dominikus, um diese in Kirche, Gesellschaft und der Welt von heute wieder zu beleben, indem wir gemeinsam neue Wege nach vorn auftun". Eine große Aufgabe ist damit formuliert, und wir haben unseren Provinztag im Januar 2009 genutzt, um miteinander Ideen zur Umsetzung und Durchführung zu sammeln. Eine umfangreiche Liste kam zusammen. Sie betreffen die Bereiche Publikationen, Veranstaltungen, Wallfahrten, Feiern, Fortbildungen, Öffentlichkeitsarbeit, Ausstellungen, Konzerte, spirituelle Impulse.

Eine Neun-Jahres-Novene ist für den Orden ein ungewohnter Angang, denn sonst leben wir entsprechend unseren Kapiteln in Rhythmen von drei und vier Jahren. Ich sehe darin indessen eine vorteilhafte Weitsicht. Es ist die Herausforderung, bestimmte Themen über Jahre hinweg zu bearbeiten, einen größeren Bogen zu spannen und sich auf einen längerfristigen Tiefenprozess einzulassen. Ganz praktisch betrachtet gibt es zudem Projekte, die brauchen drei bis vier Jahre zur Umsetzung.

Als Gesamtthema ist über die Neun-Jahres-Novene ein leicht abgewandelter Vers aus dem 1. Korintherbrief gestellt, der die Unbedingtheit unserer Sendung im Anklang an den hl. Paulus ausdrückt: „Weh uns, wenn wir das Evangelium nicht verkünden" (vgl. 1 Kor 9,16). Von 2009 an gibt es für jedes Jahr einen Untertitel, der den Akzent auf eine bestimmte Dimension des dominikanischen Lebens setzt. In diesem Jahr steht unser Ordensgründer, der hl. Dominikus, als Prediger der Gnade im Blickpunkt; im kommenden Jahr wird die Sendung zur Predigt thematisiert. Mit diesen Leitmotiven wird deutlich, dass dieses Jubiläum eine geistliche Ausrichtung hat. Als wichtige Stichworte nennt das Generalkapitel: Pilgerfahrt zu unseren Wurzeln, Umkehr, Erneuerung der dominikanischen Sendung.

Ein Orden, der 800 Jahre besteht, darf stolz sein. Andere wären froh, auf eine solch große Geschichte zurückblicken zu können. Bei allen Dunkelheiten und allen Fehlentwicklungen, die diese Geschichte birgt, ist sie doch nicht nur Last, sondern mehr noch ein großer Reichtum. Wir können als Dominikanerinnen und Dominikaner darauf hinweisen, dass von unserem Orden wichtige Impulse für die Geistes- und Kulturgeschichte, sogar für die politische Entwicklung ausgegangen sind: In Philosophie und Theologie, in Kunst und Mystik, in Organisation, Leitung und Kirchenpolitik finden sich mannigfache dominikanische Spuren. Dankbar dürfen wir bekennen: Der Herr hat den Orden in Dienst genommen! Daraus erwächst die Zuversicht, dass Gott auch heute durch diese Gemeinschaft wirken kann. Die mehrfachen Neuaufbrüche in der Geschichte lassen uns hoffen: Der Orden trägt in sich die Kraft zur Erneuerung. Ich wünsche und hoffe, dass wir gemeinsam den Rahmen, den der Ordensmeister und das Generalkapitel benennen, nutzen und füllen können – mit innerer Auseinandersetzung und geistlicher Aneignung, mit Studium und Predigt, mit Veranstaltungen und Veröffentlichungen. Gerne nehmen wir Sie mit auf diesem Weg. Ich bedanke mich sehr für alle Unterstützung, die Sie unserer Ordensprovinz in Deutschland und in Bolivien zukommen lassen, und bitte Sie herzlich, uns bei den Vorbereitungen unseres Jubiläums zu begleiten.



P. Dr. Johannes Bunnenberg OP
Provinzial

Gehorsam Keuschheit Armut

Der Gehorsam,
durch den wir uns selbst im Herzen überwinden,
bleibt der sicherste Weg zu jener inneren Freiheit,
die ein Wesensmerkmal der Gotteskinder ist
und uns zu liebender Hingabe geneigt macht.

Konstitutionen des Predigerordens, Nr. 19

800 1216 - 2016 Ordensjubiläum

Johannes Bunnenberg OP

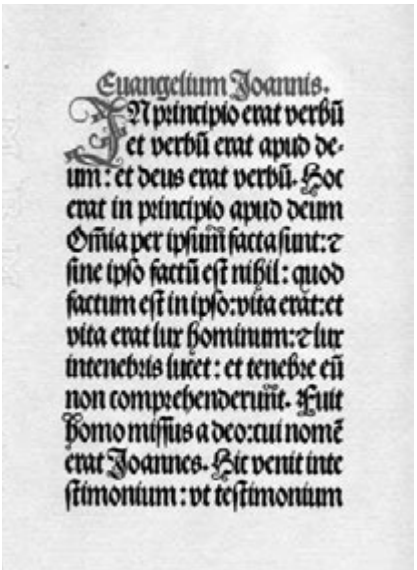
Dominikus – Prediger der Gnade

800-Jahr-Feier des Predigerordens 2016

„Im Anfang war das Wort" – diesen ersten Vers des Johannes-Evangeliums hat der Orden über das Jahr 2009 auf dem Weg zum 800-jährigen Ordensjubiläum, das 2016 begangen wird, gesetzt. Der Vers passt zum hl. Dominikus. Die Dominikus-Biografie von Guy Bedouelle trägt den Titel: „Von der Kraft des Wortes". Im französischen Original heißt es wörtlich: Dominikus oder die Gnade des Wortes. In der spätmittelalterlichen Antiphon „O lumen ecclesiae", die wir häufig am Ende der Vesper singen, wird Dominikus als Prediger der Gnade apostrophiert.

Sprachlosigkeit trotz vieler Worte

Die Betonung des Wortes trifft auf skeptische Fragen: Brauchen wir nicht Taten statt Worte? Gibt es nicht zu viele leere Versprechungen und hohle Phrasen? Werden wir nicht inflationär mit Worten überschwemmt? Das stimmt, und doch hat die Überschwemmung mit Worten nicht dazu geführt, dass wir uns klarer ausdrücken und besser verstehen. Nach wie vor gibt es Gruppen, zwischen denen keine Verständigung möglich ist, und trotz der Wortflut existieren Zonen der Sprachlosigkeit, gerade im religiösen Bereich. Die Menge der Worte hat auffälligerweise den Bedarf an Worten immer noch nicht decken können. Der Grund ist einfach: Es geht eben nicht um irgendwelche Worte, sondern der Mensch verlangt nach Worten, die wahr sind und Zusammenhänge erhellen, nach Worten, die gehalten werden, und nach Worten, die in der Lage sind, unsere tiefsten Gefühle und Gedanken zu vermitteln. Der Wert eines Wortes hängt also zusammen mit seiner Wahrheit, mit seiner Zuverlässigkeit, mit seiner Fähigkeit, das Innere des Menschen auszudrücken. Sprachlosigkeit trotz vieler Worte und Bedarf an Worten trotz vielen Geredes – dies ist ein Hintergrund, vor dem auch heute ein Heiliger des Wortes etwas zu sagen hat.


Euangelium Joannis.
In principio erat verbū
et verbū erat apud de-
um: et deus erat verbū. Hoc
erat in principio apud deum
Oīa per ipsū facta sunt: t
sine ipso factū est nihil: quod
factum est in ipso: vita erat: et
vita erat lux hominum: t lux
in tenebris lucet: et tenebre eā
non comprehenderūt. Fuit
homo missus a deo: cui nomē
erat Joannes. Hic venit in te
stimonium: vt testimonium

„In principio erat verbum - Im Anfang war das Wort" Joh 1,1

Die Macht des Wortes

Eine zweite Beobachtung. Machen wir uns bewusst, was ein Wort alles bewirken kann: Mit ihm können wir beleidigen und kränken, spotten und lächerlich machen. Worte können verletzen und zerstören. Was haben unbedachte und leichtsinnige Äußerungen in der Politik, aber genauso in privaten Beziehungen kaputt gemacht!
Diese Macht des Wortes finden wir

glücklicherweise ebenso im Positiven: Eine Entschuldigung kann Versöhnung stiften und das Zusammenleben neu ermöglichen. Ein tröstender Zuspruch kann Wunden heilen und Hoffnung geben. Ein Lob und eine Anerkennung vermögen das Selbstbewusstsein zu stärken und ein Klima freudigen Vertrauens zu schaffen. Wenn ich jemandem gar sage, dass ich ihn oder sie mag, kann ich einen Menschen froh und glücklich machen. Solche Erfahrungen veranschaulichen, warum ein Heiliger des Wortes wie Dominikus für uns bedeutsam ist.

Dominikus war vertraut mit dem Wort Gottes

Dominikus hatte Worte zur Verfügung, die das Innere der Menschen bewegten. Die Brüder rühmen den Trost, den ein Gespräch mit ihm vermitteln konnte, aber genauso überliefert ist, dass er klare und eindeutige Worte fand, wenn es zu korrigieren oder zu entscheiden galt. Oder denken wir an jene Begegnung in Toulouse, als er die ganze Nacht im Gespräch mit dem Gastwirt verbringt: Er überzeugt ihn, zur Kirche zurückzukehren.
Fragen wir nach dem Geheimnis der Kraft seines Wortes, so verweist uns Dominikus selbst sehr schlicht an das Wort Gottes. Es heißt, er habe immer das Matthäus-Evangelium und die Paulus-Briefe bei sich getragen. Dies ist ein äußeres Zeichen dafür, wie eng er mit dem göttlichen Wort in Berührung stand. Da gab es geradezu Tuchfühlung.
Eine zweite Quelle ist sein Sprechen mit Gott – und damit verbunden auch sein Schweigen vor Gott. Sein



Dominikus, Anonym 13. Jh.

Wort wird geboren aus Hören und Beten; seine Worte sind vor Gott erwogen, manchmal errungen, erlitten – und erhalten von daher Gewicht und Aussagekraft.

Ein dritter Bezugspunkt für Dominikus' Wort ist das Gespräch mit den Schwestern und Brüdern. In der Gemeinschaft mit ihnen haben sich seine Worte bewährt und sind gereift.

Wenn ich das Geheimnis seines Wortes zusammenfassen will, kann ich sagen:
Sein Wort hatte Kraft, weil er zunächst zuhörte.
Sein Wort hatte Kraft, weil es von einer Lebensweise getragen war, die dem Inhalt entsprach.
Sein Wort hatte Kraft, weil es nicht der Selbstdarstellung diente, sondern der Hinführung zu Gott, weil es Raum ließ für das Wort, das im Anfang war und durch das alles geworden ist und das Gott in diese Welt hineingesprochen hat.

Verantwortung für das Wort Gottes

Dominikus erinnert uns an unsere Verantwortung für unser Wort. Aus welcher Quelle entspringt unser Wort? Wann und wie melden wir uns zu Wort? Für wen legen wir ein gutes Wort ein? Haben wir den Mut, die Wahrheit zu sagen? Woran messen wir unser Wort? Halten wir unser Wort? Bemühen wir uns, Worte zu finden, die den anderen gerecht werden?
Dominikus erinnert uns daran, dass wir in all unserem Reden zuvor von Gott angesprochen sind, von seinem Wort ins Leben gerufen. Wir sind von Gott Gesagte, von Gott Gerufene.

So ist Dominikus ein Wort Gottes, hinein gesagt in das 13. Jahrhundert, ein Wort, das uns über die Jahrhunderte hinweg anruft, das in seiner Klarheit und Schlichtheit uns anhält, auf Gottes Wort zu antworten – in Worten der Ermutigung und des Trostes, der Versöhnung und des Lobes. Der „Prediger der Gnade" bringt das Wort zum Klingen, das im Anfang war und durch das alles geworden ist: Prediger der Gnade, hilf uns, die richtigen Worte zu finden – für die Gegenwart Gottes, für das, was uns und unsere Zeit bewegt, für das, was unsere Mitmenschen brauchen.



P. Dr. Johannes Bunnenberg ist seit 2008 Provinzial der Provinz Teutonia und lebt in Köln.

Gerd Frenschkowski OP

In der Tradition des Aquinaten

Erziehung und Bildung am Kolleg St. Thomas in Vechta



„Tooor!" – P. Karl Gierse mit Schülern beim Tischfußballspiel

Als Thomas von Aquin Ende des 13. Jahrhunderts die Summa theologiae verfasst, spricht er im Prolog davon, dass er sein Werk nicht so sehr für Fortgeschrittene (provecti) geplant und geschrieben habe, sondern vor allem für Anfänger (incipientes). Diese Anfänger wollte er nicht verwirren durch eine Vielzahl unklarer Fragen, Artikel und Argumente. Auf keinen Fall sollten sie der Sache überdrüssig werden. Er nahm sie quasi „an die Hand" und führte sie Schritt für Schritt durch die scharfsichtigen und scharfsinnigen Erklärungen der Theologie. Diesem Anliegen diente sein mehrbändiges Hauptwerk, eine Didaktik „in sacra theologia". Mit diesem theologischen Grundkurs wollte Thomas von Aquin seine jungen Ordensbrüder nicht für die Wissenschaft selbst ausbilden, sondern für die Praxis. Dem Nachwuchs galt es, ein tragfähiges Fundament für seine pastorale Arbeit und für sein Leben mitzugeben. Bemerkenswert ist, dass Thomas nicht nur in der Tradition der Kirchenväter steht, sondern Neuland bestellt. Wie nur wenige abendländische Denker weitete er in der Kirche den Blick für das Fremde und Unbekannte. Thomas von Aquin war es, der den bis dahin als „heidnisch" verpönten Philosophen Aristoteles las und seine Erkenntnisse und Überlegungen für

die Verkündigung des Evangeliums und für den Dialog mit der Welt nutzte. Maßgeblich öffnete Thomas damit dem christlichen Abendland den Weg nicht nur zur griechischen Philosophie, sondern auch zu den naturwissenschaftlichen Überlegungen der Griechen und Araber.

Dem hl. Thomas verpflichtet

Dieser Tradition weiß sich das Thomas-Kolleg in der Trägerschaft der Dominikanerprovinz Teutonia bis heute verpflichtet indem 724 Schülerinnen und Schüler von 52 Lehrkräften unterrichtet werden. Nicht umsonst trägt unser Ordensgymnasium den Namen dieses großen Dominikaners.
Wie Thomas seine jungen Studenten behutsam an die Hand nahm und sie in die Geheimnisse der Wissenschaft einführte, so gestalten wir Dominikaner mit unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch heute die Erziehungs- und Bildungsarbeit im südoldenburgischen Vechta. In diesem Sinne legen wir Wert auf eine enge Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrern, zwischen Schülern und Pädagogen. Natürlich ist es unser Anliegen, den Kindern und Jugendlichen eine ausgezeichnete Bildung zu vermitteln. Aber dies ist nur möglich – und davon sind wir zutiefst überzeugt –, wenn die Vermittlung der Unterrichtsinhalte eingebettet wird in eine umfassende Erziehungsarbeit.

Würdigung kommt vor Unterricht

Bevor wir das Urteilsvermögen schulen und den analytischen Geist schärfen, bevor wir die Sprachfähigkeit fördern und das naturwissenschaftliche Interesse wecken, bevor wir die künstlerischen Anlagen ausbauen und das musikalische Empfinden ausprägen, gilt unsere Aufmerksamkeit dem Menschen. Wenn der 10-jährige Schüler in der Klasse 5 zu uns kommt und seit 2006 auch die 10-jährige Schülerin, dann soll er bzw. sie sich zu allererst bei uns wohl fühlen, und zwar rundum. Dem jungen Menschen soll der Raum eröffnet werden, Freundschaften zu pflegen. Er soll spüren, dass er von den Lehrern und von den Mitarbeitern angenommen ist. Er soll sich ungezwungen, frei von Angst und mit Humor auf dem Schulgelände bewegen können. Gegenseitig nehmen wir uns in den Blick. Unsere Aufmerksamkeit gilt dem Anderen. Deshalb ist für uns der morgendliche Gruß im Flur oder auf dem Schulhof keine Formel, sondern Ausdruck unserer gegenseitigen Würdigung. Diese Würdigung beginnt für uns beim Betreten des Schulgeländes.
In dieser Linie verstehen wir auch unser pädagogisches Konzept, dass aus drei Prinzipien besteht: Erstens hat jeder Lehrer das Recht, ungestört zu unterrichten. Zweitens hat jeder Schüler das Recht, ungestört zu lernen. Und drittens muss jeder die Rechte der Anderen respektieren. Wer dieses Gleichgewicht stört, wird aus der Lerngemeinschaft für eine gewisse Zeit herausgenommen und muss im sogenannten „Trainingsraum“ zusammen mit einem Pädagogen sein Verhalten reflektieren.



Luftaufnahme von Konvent und Schule in Vechta-Füchtel

Das religiöse Anliegen

Beim Betreten des Kolleggeländes beginnen für uns nicht nur die Achtung und der Respekt dem Anderen gegenüber. Vielmehr sollen auch übergeordnete Erziehungsziele greifen, die wir nicht aus dem Auge verlieren:



P. Andreas Bordowski mit Schülern auf dem Pausenhof

die Erziehung zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Verankert wissen wir diese Ziele in unserem christlichen Menschen- und Weltbild. Aus diesem heraus gestalten wir unsere Pädagogik. Zu dieser Pädagogik gehören wesentlich die Feier des Glaubens, die regelmäßigen Gottesdienste und der verpflichtende Religionsunterricht auf allen Jahrgangsstufen. Als Katholiken legen wir Wert auf gelebte Ökumene. Seit 1994 nehmen wir auch evangelische Schüler auf.

Wie Thomas von Aquin verstehen wir den Menschen als Geschöpf, das mit seinem Schöpfer in einer lebendigen Beziehung steht. So hat das Geschöpf seine Anlagen zu entwickeln. Wir bieten dem Schüler Raum, seinen Durst nach Wissen zu stillen. Wir bieten ihm Raum, seine Talente zu entfalten und seine besten Charakterzüge zu verfeinern, damit überdies auch Gott selbst an seinem Geschöpf tätig wird, damit auch der Allmächtige die Schülerin und den Schüler am Thomas-Kolleg mit seinem Heiligem Geist ausstattet. Kurzum: Das Zusammenspiel von menschlichem Wirken und göttlicher Gestaltungskraft ist uns heilig. Wir glauben an das gnadenhafte Durchdringen des Menschen. Oder wie Thomas es formulierte: Die Gnade setzt die Natur voraus und vervollkommnet sie. „Gratia naturam supponit et perficit eam." Diesen Leitspruch unseres Schulpatrons lesen wir täglich an der Stirnwand der Pausenhalle.

Leistung, Verantwortung und das Schöne

Thomas wollte seinen Schülern ein brauchbares Wissen vermitteln, das in der Lage war, sich den komplexer werdenden Herausforderungen Ende des 13. Jahrhunderts zu stellen. Wir haben heute denselben Anspruch. Ein anspruchsvolles Unterrichtsgeschehen auf gymnasialem Niveau ist für uns selbstverständlich. In der Tradition der Dominikaner fordern wir die Schüler auf, sich mit ihren Fähigkeiten voll und ganz einzubringen. Leistung ist für uns positiv. Leistung ist für uns selbstverständlich. Das Beste zu leisten ist für uns eine Frage der Dankbarkeit dem Leben gegenüber. Es gilt, sich in Verantwortung einzusetzen für den Anderen und die Welt.

Aristoteles war eine Herausforderung. Indem sich Thomas des griechischen Denkens annahm, weitete er den Blick für den Fremden und das Fremde und ermunterte seine Schüler zu einer stringenten Argumentation im Unterricht und im Dialog. Diesen Dialog pflegen wir am Thomas-Kolleg nach innen und nach außen. Dabei versuchen wir, unterschiedliche Positionen nicht zu nivellieren. Wir sind bestrebt, Gegensätzliches nicht einfach aufzuheben oder wegzudiskutieren. Denn zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind wir Dominikaner mit unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Thomas-Kolleg in Vechta von derselben Maxime überzeugt, die der heilige Thomas von Aquin so formulierte: „Der Urgrund des Schönen besteht in einem gewissen Zusammenklang der Gegensätze."



P. Gerd Frenschkowski ist seit 1996 Schulleiter des St. Thomas-Kollegs in Vechta und Lehrer für Mathematik, Erdkunde, Religion.

Johannes Zabel OP

Seit 1933: Ewige Anbetung

Eine Besonderheit in der Düsseldorfer St. Andreas-Kirche



Seitenaltar in St. Andreas mit ausgesetzter Monstranz

Die Düsseldorfer Dominikaner haben 1972 mit St. Andreas eine geschichtsmächtige Kirche übernommen. Von den vielen Facetten, die dieses Gotteshaus auszeichnen, ist eine die Ewige Anbetung. Von morgens bis abends ist die Monstranz mit dem Allerheiligsten in der Kirche ausgesetzt. Das ist heutzutage schon eine Seltenheit. Die Bedeutung dieser Anbetung wird deutlich, wenn die Umstände der Einführung betrachtet werden.

Die Ewige Anbetung wurde im Schicksalsjahr 1933 eingeführt. Es war ein bewusster Akt der Demonstration des Glaubens in dieser Zeit und damit gefährlich. Die Gefahr des Nationalsozialismus wurde zu diesem Zeitpunkt von vielen noch nicht erkannt, aber in St. Andreas schon. Das Motto der Kirche lautete: „Christus ist der König". Und damit wurde klargestellt, wer nicht der König ist – die politische Herrschaft.

Man kann uns das Beten nicht verbieten

Der damalige Pfarrer von St. Andreas, Peter Vink, bewegte den Kölner Erzbischof Kardinal Schulte dazu, St. Andreas zur Anbetungskirche für ganz Düsseldorf zu erklären. „Man kann uns vieles verbieten", sagte Pfarrer Vink, „aber das Beten nicht". Und das Datum des Beginns der Aussetzung der Monstranz wurde bewusst gewählt: am Christkönigsfest 1933 wurde die Anbetung offiziell eröffnet. „Christus ist der König" – und kein anderer. Mittags um 12 Uhr trug der Stadtdechant Grysar unter großer Beteiligung in einer feierlichen Zeremonie die Monstranz zum Marienaltar. Nach der Feier wollte die Kirche nicht leer werden – so ein Bericht.

Geistlicher Mittelpunkt der Stadt

Vor dem Krieg waren es täglich bis zu 1.500 Personen, die in St. Andreas zur Anbetung kamen. Schon bald konstituierte sich eine „Ehrenwache" von 150–200 Personen, die sich verpflichteten, im Wechsel eine Stunde lang vor dem Allerheiligsten zu beten. So wurde St. Andreas zum geistlichen Mittelpunkt der Stadt und zum Mittelpunkt kirchlicher Glaubensdemonstration.
Noch heute wird die Monstranz mit der Hostie täglich nach den Laudes ausgesetzt und abends wieder in den Tabernakel zurückgestellt. Die Beteiligung der Bevölkerung hat in den Jahren nach dem Kriege nachgelassen. Die Bedeutung der Ewigen Anbetung bleibt aber unverändert – und St. Andreas bietet dafür in Düsseldorf die beste Gelegenheit.

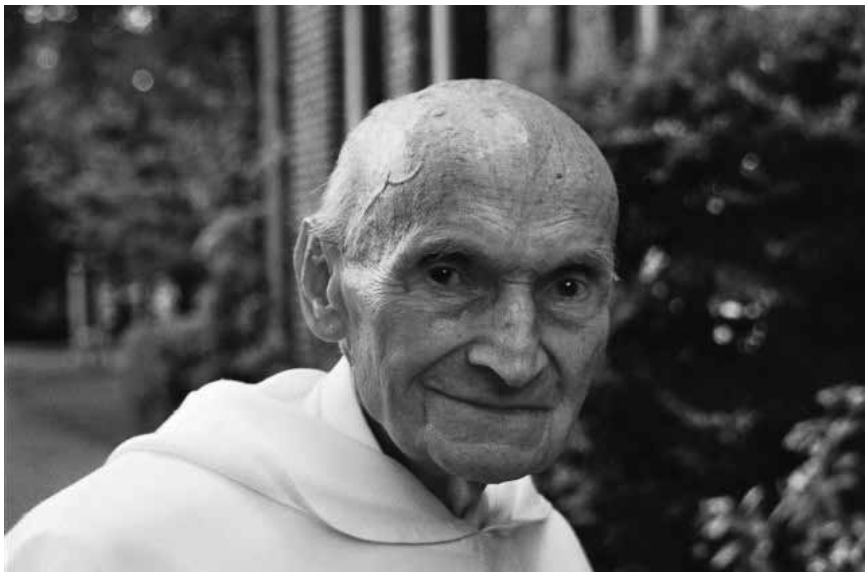


P. Johannes Humbertus Zabel lebt im Düsseldorfer Konvent und ist in den Bereichen von Bildung und Wirtschaft und als geistlicher Begleiter verschiedener Gruppen tätig.

Johannes Bunnenberg OP

Ein Gärtner im Garten des Hl. Dominikus

Prof. Dr. Edgar Nawroth OP – ein Portrait zum Doppeljubiläum



Unser ältester Mitbruder, P. Edgar Nawroth OP, an seinem Festtag

Bis vor wenigen Jahren hat P. Edgar – wenn Wetter und sonstige Arbeit es zuließen – im Garten gearbeitet. Eine Arbeit, die ihn sein Ordensleben begleitet hat als körperlicher Ausgleich, als Möglichkeit, nachzudenken und Gedanken wie die Pflanzen langsam wachsen zu lassen, als Art und Weise schließlich, neben aller intellektuellen Arbeit Bodenkontakt, Bodenhaftung zu bewahren. Seine Herkunft aus Görlitz schwingt wohl darin mit; die Menschen, die von dort stammen, sind bodenständig, erdverbunden, nüchtern, zäh, anspruchslos. All diese Vorprägungen konnte P. Edgar im Orden gut gebrauchen. Da ging es, als er im Jahr 1933 eintrat, ziemlich streng zu. Dennoch blühte der Orden in den dreißiger Jahren in Deutschland geradezu auf, es gab viele Eintritte, das Studium in Walberberg wuchs zu einer stattlichen philosophisch-theologischen Hochschule heran.

Christliche Gesellschaftslehre

P. Edgar Nawroth wuchs sozusagen im Garten des hl. Dominikus heran und entfaltete nach seiner Priesterweihe im Jahre 1939 zunächst in Düsseldorf seine seelsorglichen Talente. Doch dabei blieb es auf die Dauer nicht. P. Eberhard Welty begeisterte ihn für die christliche Gesellschaftslehre. Nach dem Schrecken des Nationalsozialismus und den Zerstörungen des 2. Weltkriegs gab es einen großen Bedarf an Neuorientierung und verantwortlicher Grundlegung des gesellschaftlichen Wiederaufbaus. Um fachlich kompetent helfen zu können, studierte P. Edgar in den fünfziger Jahren an der Universität in Fribourg/Schweiz Sozialphilosophie und Wirtschaftsethik. Im Anschluss an die Promotion dozierte er dann in unserem Studienhaus in Walberberg. Ein Spezialgebiet war der Neoliberalismus. Dieses Thema ist in den letzten Jahren wieder aktuell. Auch hier gibt es Parallelen zum Garten: Man kann die Erde nicht einfach immer nur ausbeuten, sonst ist sie irgendwann ausgelaugt. Es braucht Pflege und Düngung, und manchmal ist es das Beste, ein Stück Land ein Jahr brach liegen zu lassen, damit es sich erholt.

Rüstzeug für politische Laien

P. Edgar Nawroth kümmerte sich in Walberberg lange Jahre um den Garten der Dominikaner mit ihren intellektuellen Züchtungen, er pflegte aber auch Gartenkolonien außerhalb: KAB, KKV, Kolping, überhaupt die katholischen Verbände. Mit seinem Studium, mit seiner wissenschaft-

lichen Arbeit wollte er denjenigen Christen helfen und Rüstzeug an die Hand geben, die in der Politik christliche Grundsätze umzusetzen versuchen. Eine Gesellschaft braucht Menschen, die sich um ihr Funktionieren kümmern: pflanzen, gießen, umgraben, Unkraut jäten, Früchte ernten und verarbeiten.
Wer für einen Garten sorgt, der muss sich Gedanken über die Gesamtanlage machen. Ich vermute fast, dass sich ein Teil der christlichen Soziallehre am Garten veranschaulichen lässt. Es stellen sich zumindest vergleichbare Fragen: Wo kann ich was aussäen und dafür sorgen, dass es wächst? Wie kann ich einen guten Ertrag erreichen? Man muss überlegen, ob und welche Düngemittel man verwendet und welche Methoden der Ungeziefervernichtung angewandt werden. Langfristige Strategien sind hilfreich. Es geht um Produktion, Arbeit, Nutzen, um Preise, um Verdienst und Lohn, um Nachhaltigkeit.

Wechselhafte Zeiten

Auch die soziale Verträglichkeit hat ihre Bedeutung. Es gibt Pflanzen, die es gut miteinander können, ja, wo die Nachbarschaft sogar bestimmte Schädlinge fernhält, und andere, die man besser nicht nebeneinander pflanzt.
Wer regelmäßig mit einem Garten umgeht, der lernt darin etwas von der Größe und Grenze der Erde und alles Irdischen. P. Edgar erfuhr Blütezeiten, Wachstum, reiche Ernten, in den 60er und 70er Jahren dann aber auch heftige Stürme, Gewitter, Unwetter. Er musste ansehen, wie der Orden verwüstet dalag und schrumpfte. Er hat darunter gelitten.



Der Provinzial war unter den Gratulanten und hielt die Festpredigt



Der Jubilar im Gespräch mit seinem Neffen

Im Umgang mit einem Garten lernt man, dass man nicht alles in der Hand hat: Sonne, Wind und Regen entziehen sich unserer Verfügung. Ein Gärtner braucht Geduld, die Fähigkeit, sich in das Unausweichliche zu schicken, und die Hoffnung, dass trotz widriger Umstände doch noch etwas aus den Samen, Zwiebeln und Setzlingen wird. P. Edgar hat mit zäher Unbeirrbarkeit an seinen Zielen und am Glauben festgehalten, und so feierte er am 27. Juli dieses Jahres ein Doppeljubiläum: 75 Jahre Profess und 70 Jahre Priesterweihe.

Andrzej Dołega OP

Wer wagt, gewinnt

Als polnischer Dominikaner in Berlin



Priesterweihe von P. Andrzej Dołega durch den Apostolischen Nuntius Erzbischof Jean-Claude Périsset

Es ist nicht leicht für mich, bereits nach einem Jahr etwas über die Situation in Deutschland und speziell über meine seelsorgliche Arbeit in Berlin St. Paulus zu schreiben. Das erste Jahr diente vor allem dazu, dass ich in ‚fremden Schuhen' gehen zu lernen. Das bedeutet, dass man schon ein Jahr braucht, um ein bisschen über eine fremde Kultur sprechen zu können. Man braucht viel Zeit, um die Sprache zu lernen – die verbale Sprache, und – manchmal noch wichtiger – die nonverbale Sprache, d. h. eine andere Mentalität, Geschichte und Kultur zu begreifen und zu verstehen. Obwohl Polen und Deutsche Nachbarn sind, haben sie doch sehr verschiedene Mentalitäten. Das kann hinderlich sein und gleichzeitig auch hilfreich. Es hilft uns, eine Sache von verschiedenen Seiten her zu betrachten. Für mich bedeutet das, die deutsche Mentalität mehr und mehr zu verstehen. Ich kann sagen, dass der Aufenthalt in Deutschland, im Kloster und bei den Menschen in der Gemeinde St. Paulus mich sehr bereichert hat.

Nähe zu Deutschland

Ich bin in Stettin geboren, und Deutschland war für mich immer nah. Aus diesem Grund habe ich angefangen, Deutsch zu lernen, obgleich Französisch mir besser gefiel. Es ist schöner und ganz anders betont, wie ich es an folgendem Beispiel verdeutlichen kann: *je t'aime* statt *ich liebe Dich*. Doch das Nützliche, Notwendige hat gewonnen, und ich habe mit der deutschen Sprache angefangen. So nah habe ich bei Deutschland gewohnt, dass aus meiner Heimat junge Leute in Löknitz / Deutschland zur Schule gingen und nachmittags wieder zurück nach Police / Polen, fuhren. Leider habe ich diese Schule nicht besuchen können.
Direkt nach dem Abitur bin ich in den Dominikanerorden eingetreten. Nach Abschluss der Magisterarbeit habe ich ein Jahr im Gymnasium Religion unterrichtet. Die Diakonenweihe habe ich am 5. Juni 2008 in Krakau empfangen.
Es war dann mein Wunsch, für einige Zeit im Ausland zu arbeiten. Ich wollte meine Deutschkenntnisse auffrischen, da ich bereits einige Sprachkenntnisse hatte. Im letzten Jahr bekam ich die Gelegenheit, nach Berlin in den Konvent und die Gemeinde St. Paulus zu kommen, um neue Erfahrungen sammeln zu können.

Ordnung muss sein

Die Deutschen sind sehr organisiert. Das war mein erster Eindruck. Bis zu diesem Zeitpunkt brauchte ich keinen Terminkalender. Aber jetzt! Deutsche lieben die Ordnung und diesen deutschen Ausspruch: „Ordnung muss sein" habe ich am eigenen

Leibe erfahren dürfen. Kardinal Joseph Ratzinger gab auf die Frage, ob die römische Kurie aus Rom nach Deutschland umziehen sollte, die Antwort: Nein, die Kirche braucht Spontaneität und die Italiener haben sie. An diese Worte erinnerte ich mich, als ich zwei oder drei Monaten voraus planen musste. Natürlich kann ich schon sagen, dass das Vorteile hat. Den Predigtplan stellt man früher auf. In Polen wissen die Brüdern bestenfalls eine Woche vorher, wann sie eingesetzt sind, manchmal plant man auch von einem auf den anderen Tag.

Kirche in Polen und Deutschland

Zuerst möchte ich sagen, dass dank der Kirche in Deutschland, genauer dank der Organisation „Kirche in Not“, die Kirche in Polen viele Jahre überdauern konnte. Wir haben Hilfe bekommen, und wir sollen das nicht vergessen. Was können wir unsererseits anbieten? Oft höre ich, dass Westeuropa Priester braucht, Deutschland auch. Die Werbung, in der statt eines echten Priesters ein „Sakromat“ die Kommunionspendung übernimmt, gibt mir zu denken. (Man kann das bei Youtube unter dem Stichwort „Sakromat“ ansehen). In der Kirche in Deutschland gefällt mir das Engagement der Laien, das hier größer ist als in Polen. Ich war auch überrascht, dass es in Berlin, wo nur zehn Prozent Katholiken leben, mehr katholische Schulen gibt als in Polen.

Priesterweihe in St. Paulus

Hier in Berlin konnte ich mich auf meine Priesterweihe vorbereiten. Nicht in meinem Heimatland und auch nicht in der Muttersprache wurde ich am 31. Mai 2009 von Erzbischof Jean-Claude Périsset, dem Nuntius für Deutschland, in St. Paulus zum Priester geweiht. Für mein Primizbild habe ich deshalb den Propheten Amos gewählt. Er war der einzige Prophet, der Gottes Wort nicht in seinem, sondern in einem fremden Königreich verkündigt hat. Für mich ist das symbolisch. Die Kirche ist katholisch, das heißt *allgemein*. Der hl. Paulus war für alle Länder berufen, und auch der hl. Dominikus wollte, dass die Brüder überall das Evangelium verkündigen.

Hilfe durch die Brüder

Dem Konvent in Berlin möchte ich herzlich Dank sagen. Zwei der älteren Patres haben auf mich einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Ich kann hier sehen, was es bedeutet, über 80 Jahre alt zu sein und noch mit viel Engagement zu arbeiten. Der Aufenthalt erlaubt mir, aus einer anderen Perspektive zu sehen, was es heißt, in der heutigen Zeit Priester zu sein. Für mich ist es sehr wichtig, wertvolle Hinweise zu bekommen. So z. B. die Hinweise von meinem Prior zu meinen Predigten, aber auch wie ich für die Welt offen sein kann. Aufgabe des Priesters ist es, vor allem die Sakramente zu spenden. Das ist auch für mich die wichtigste meiner Aufgaben, darum wollte ich Priester werden.

„Wie“ Gott verkündigen?

Der Aufenthalt in Berlin hat mir die Möglichkeit gegeben, dass ich als Seelsorger in der Pfarrei tätig bin und Sakramente spende, aber auch das meine Interessen geweckt werden,



P. Andrzej Dołega in St. Paulus

z. B. Pädagogik oder Kunst. Durch sie kann ich das Gespräch mit anderen Leute suchen und Kontakte aufbauen. Natürlich ist es noch sehr schwer, mich in der fremden Sprache mit anderen Menschen zu unterhalten. Aber es freut mich, wenn ich mit ihnen sprechen kann und ich sie verstehe und sie mich. Manchmal wiederhole ich mir die Worte, die ein Mann aus unserer Gemeinde zu mir gesagt hat: „Nur Mut! Wagen Sie sich aus der Klausur in das Gemeindeleben, auch wenn Sie sich umgangssprachlich vielleicht noch nicht ganz sicher fühlen. Wie heißt es bei unseren Pfadfindern im Stamm St. Paulus: „Learning by doing“. Den letzten sprachlichen Schliff bekommen Sie nicht im stillen Kämmerlein, sondern in der Gemeindepraxis mit unseren Paulanern. Wer wagt, gewinnt!“



P. Andrzej Dołega gehört zur polnischen Ordensprovinz. Er lebt im Berliner Konvent und ist als Seelsorger in St. Paulus tätig.

Markus Langer OP

Für die Kleinsten

Über Trauerfeiern für Frühgeburten

Wenn ich jemandem zur Seite stehen möchte, der gerade einen lieben Menschen verloren hat – was sage ich da am Besten? Wie kann ich da weiter helfen? Geschweige denn, das tun, was wir sonst „trösten“ nennen? Und was sage ich erst, wenn es sich beim Verstorbenen sogar um ein Kind handelt, und zwar um ein Kind, das bislang noch gar nicht das Licht der Welt erblicken konnte? Im Mutterschoß hatte es seine ersten Tage, Wochen oder vielleicht Monate erlebt. Und hat sich dann unvorhergesehen und ganz leise wieder verabschiedet. Zurück bleiben die vielleicht traurigen Eltern.

Sprachlosigkeit

Wenn die Mutter, und auch der Vater, schon eine bewusstere Beziehung zu dem heranwachsenden Kind hatte aufbauen können, sitzt der Schock tief. Die Trauer scheint unendlich angesichts des Verlusts. Manche Mutter fühlt sich wie tot, wie gelähmt. Es ist eine Situation, die sprachlos macht. War die Schwangerschaft noch nicht ganz so deutlich ins Bewusstsein gerückt, mag zumindest diese gewisse Traurigkeit übrig bleiben, dass das, was hätte sein können, nicht geworden ist. Und dann gibt es freilich auch jene Situationen, in denen die Mutter gar nicht wahrgenommen hat, dass sie schwanger war. Was nicht ungewöhnlich ist. Mediziner schätzen, dass insgesamt 30–50 Prozent der befruchteten Eizellen von selbst wieder zu Grunde gehen. Und das wird längst nicht immer so erkannt. „Nur“ in 10–20 Prozent der bewusst wahrgenommenen Schwangerschaften weiß die Mutter darum. Es folgt gewissermaßen eine stille Geburt. Kein Schrei des Lebens. Manche sprechen deswegen von „Stillgeburt“. Wiegt das Kind in einem solchen Fall unter 500 Gramm, spricht man in der medizinischen Fachsprache auch von einer „Fehlgeburt“. Etwa 30 Prozent aller Frauen sind in ihrem Leben von einer oder mehreren betroffen.

Was sagt man da am Besten? Gerade auch dann, wenn die Schwangerschaft schon fortgeschritten war und auf die Freude über das heranwachsende Kind nun tiefe Trauer folgt? Wie kann man weiter helfen? Geschweige denn, das tun, was wir sonst „trösten“ nennen?
Nun, sagen kann man manchmal vielleicht gar nichts. Vielleicht ein Zeichen der Nähe anbieten. Schlicht da sein. Im weiteren Verlauf der Trauer mag sogar eine Beisetzungsfeier hilfreich sein. Früher hat man keinen weiteren Aufwand in diese Richtung getrieben. Doch nach einer Umfrage erklären etwa 72 Prozent jener Mütter, die ihr Kind schon während der ersten zwölf Schwangerschaftswochen verloren haben, im Nachhinein, dass sie ihr Kind sehr wohl bestattet haben wollten. Einen Ort der Trauer zu haben und den Leib, den irdischen Bezugspunkt ihrer Kinder ehren zu können, das ist für viele Eltern von Bedeutung. Und ein Trost. Und das ist eine der Hilfen, die wir anbieten können: Einen Ort zu haben, an dem wir unserer Kleinsten besonders gedenken.



Die Grabstelle für Frühgeburten auf dem Wormser Friedhof

Für einen würdevollen Umgang

In den meisten Bundesländern Deutschlands gibt es keine Bestattungspflicht für fehlgeborene Kinder. Sicher wohl oftmals ein einklagbares *Recht* auf ihre Bestattung, wenn die Eltern es ausdrücklich wünschen; aber wie gesagt, keine Pflicht. Das führte in der Vergangenheit dazu, dass zum Beispiel in den Krankenhäusern die fehlgeborenen Kinder zusammen mit aus der Chirurgie anfallenden Körperteilen im Klinikmüll „entsorgt" wurden. Insbesondere in der Sondermüllverbrennung. Der Würde des Menschen entsprach das nicht. Geschweige denn den Gefühlen, die auf Seiten mancher Eltern damit verbunden sein mögen.

Der unwürdige Umgang mit fehlgeborenen Kindern gerade in Krankenhäusern mit Geburtshilfe- und Gynäkologiestationen hat dazu geführt, dass sich unter anderem etliche Krankenhausseelsorgerinnen und -seelsorger dieses Themas angenommen haben. Auch in Worms. Initiiert von einem evangelischen Gemeindepfarrer, der in der Nähe des Hauptfriedhofs wohnte, entstand auch in Worms um das Jahr 2000 eine entsprechende Initiative. Und seit einigen Jahren wird sie in ökumenischer Zusammenarbeit von den Krankenhausseelsorgern der beiden Wormser Krankenhäuser weiter geführt und weiter entwickelt.

Aus Gottes Hand in Gottes Hand

Zweimal im Jahr bestatten wir diese kleinsten Kinder in einer ökumenischen Trauerfeier. Die Embryos und Föten werden zunächst die Monate über in der Pathologie gesammelt. Für den Bestattungstag kommen sie dann gemeinsam in einen kleinen weißen Sarg. Der wird mit einem Blumengebinde geschmückt. Die Eltern und ihre Angehörigen, auch das Klinikpersonal, sind zur Feier eingeladen. Wir Seelsorger erinnern kurz vor der Feier durch kleine Meldungen in den Zeitungen daran. So kommt halbjährlich ein kleiner Kreis von manchmal 20 Personen zusammen. Bei der Feier können die Angehörigen eine Schleife mit dem Namen ihres Kindes in das Gebinde stecken. Und um die Trauerfeier für junge Leute ansprechender zu machen, spielt ein Saxophonist oder ein Flügelhornspieler – sowohl in der Trauerhalle, als dann später auch am offenen Grab.

Dieses Grab wiederum befindet sich auf einem eigenen Gräberfeld. Ursprünglich war es gedacht als anonyme Begräbnisstätte. Eine schlichte Stele ragt heraus, mit einem Text von Ludwig Uhland, der auf die Verwendung des Feldes hinweist: *„Du kamst, Du gingst mit leiser Spur. Ein flüchtger Gast im Erdenland. Woher? Wohin? Wir wissen nur: Aus Gottes Hand in Gottes Hand."*
Bald stellte sich heraus, dass die Angehörigen ihre Gebinde, Engelchen und Lichter nicht nur an dieser aufragenden Stele niederlegen wollten, sondern mehr noch an genau dem Punkt der Wiese, an dem der Sarg eingesenkt wurde. Ein rührendes Zeichen für die Liebe zu den Kindern – aber auch eine Bestätigung dafür, wie angebracht es ist, solche Beisetzungen durchzuführen. Aufgrund des vielfältigen liebevollen Trauerschmucks haben wir mit der Zeit dafür Sorge getragen, dass die einzelnen Gräber mit schlichten Gedenksteinen markiert wurden, die jeweils das Datum der Beerdigung angeben.

Lasst die Kinder zu mir kommen

Die Eltern können, wenn sie möchten, für ihr Kind auch eine eigene Trauerfeier organisieren. Noch im Krankenhaus werden sie darauf hin angesprochen. Dann müssen sie aber die Kosten selbst tragen. Bei der von uns Krankenhausseelsorgern organisierten Sammelbeisetzung übernehmen hingegen die beiden Wormser Krankenhäuser und das Friedhofsamt die Auslagen für Sarg, Gebinde, Trauerfeier, Gräberfeld und Grabstein. Eine wichtiges Engagement, für das ich an dieser Stelle herzlich danken möchte, auch im Namen aller Angehörigen. Etwaige Spenden kommen der Gestaltung der Feier zu Gute.

Die Beisetzung von so kleinen Menschen – das ist ein sehr sensibles Feld. Wir suchen, behutsam zu sein. Voll Ehrfurcht den Eltern und den Kindern gegenüber. So eine Beisetzung ist verbunden mit tiefer Traurigkeit. Wir setzen – fast nebenbei – auch ein Zeichen für die Würde des ungeborenen Lebens. Und manche der Eltern mögen vielleicht den Gedanken finden, dass sie nun ein Kind haben, das sie von Gott her liebt. Sagt Jesus doch einmal: „Lasst die Kinder zu mir kommen!" (Mt 19,14)



P. Markus Langer OP lebt in Worms und ist Krankenhausseelsorger an den beiden Wormser Krankenhäusern.

Norbert Hinckers OP

Ein neuer Eingang an einem alten Gebäude

Moderne in St. Paulus



Licht- und Schattenspiel im Windfang

Manchmal ergibt die glückliche Lösung eines Problems eine neue Aufgabenstellung. So erforderte die Nordseite der Kirche auch ihrerseits eine Sanierung. Zusätzlich galt es, einen freien Blick auf die nördliche Seite des romanischen Westwerks zu ermöglichen. Daher wurden Garagen entfernt und an ihrer Stelle ein Garten angelegt. Schließlich musste der nördliche Seiteneingang neu gestaltet werden.

Aufgabenstellung

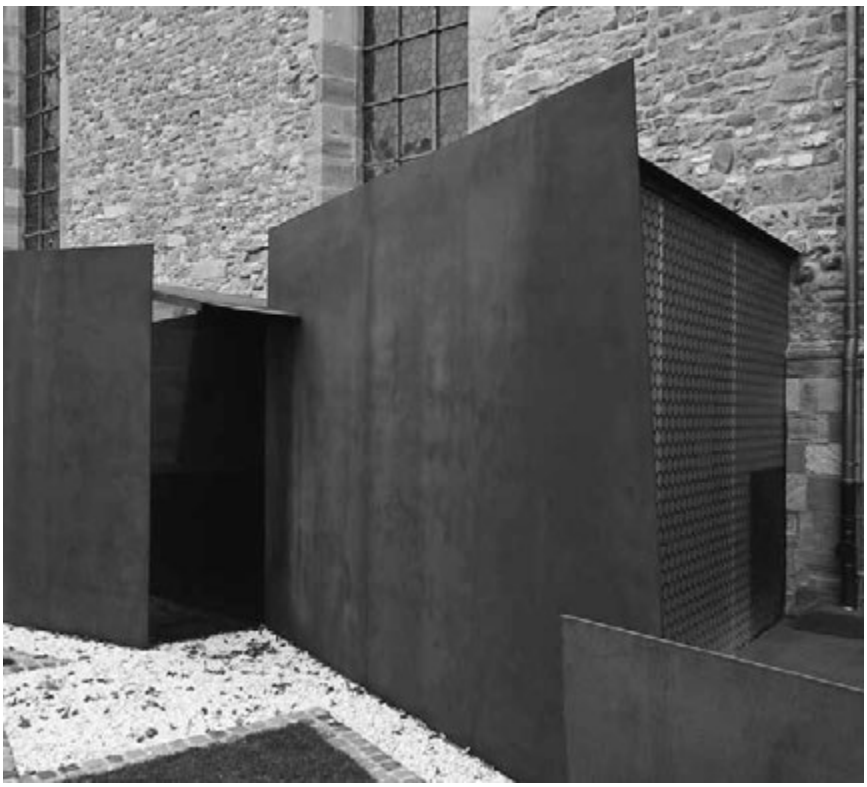
Wir Dominikaner entschlossen uns in Zusammenarbeit mit den Architekten Jürgen Gerecht und Lukas Kraft zu einer Lösung dem Geist unserer Zeit entsprechend. Es sollte also ein Eingang geschaffen werden, der die Materialien Glas und Metall verwendet und von der Form her im Gegensatz zu dem romanischen Westwerk steht. Käme diese Idee zum Tragen, dann müssten Windfang und Eingang als selbständiger Baukörper wahrgenommen werden, um sich in der baulichen Umgebung behaupten können. Funktional gesehen wäre ein Zugang zur Kirche zu geschaffen, der besonders von Leuten leicht benutzt werden kann, die behindert oder auf einen Rollstuhl angewiesen sind.

Äußere Anmutung

Wenn der Besucher vom Paulusplatz her durch die kleine Pforte in der Mauer auf den neuen Eingang zugeht, schaut er auf eine Glaswand mit einladend geöffneter Tür aus dem gleichen Material. Diese Glasflächen sind mit einem Muster überzogen, das die Form mittelalterlicher But-

zenscheiben wie auch die Struktur der Glasflächen der Fenster in der Kirchenwand aufnimmt. Die Kreisinnenflächen der Glaswand wurden auf der Außenseite sandgestrahlt, um eine gesteigerte Lichtwirkung innen zu erzielen, und um außen das unterschiedlich farbige Licht der Tageshelligkeit aufzufangen. Durch die geöffnete Tür sieht der Kirchenbesucher das gleiche Motiv – nun erheblich vergrößert – in einem Fensterband, das im Mittelteil des neu geschaffenen Eingangs bzw. Windfangs zu sehen ist. So nimmt er auch wahr, dass dem vorderen Eingangsbereich ein etwas niedriger Raum angefügt ist.

Durch das Kreismuster auf der Glasfront ist formal und assoziativ eine Verbindung zu den mittelalterlichen Teilen der Kirche und des Klosters hergestellt. So sehr auch die rostigen Corten-Stahlplatten mit ihrer leicht differenzierten Farbskala Bauelemente unserer Zeit sind, so fügt sich ihre Farbe sehr gut in den baulichen Kontext der Umgebung, der Sandsteine des Westwerks und der Kirchenwand mit den unterschiedlichen Farbtönen der einzelnen Steine zwischen ocker, braun und blau-grau.



Blick von Südwesten auf das neue Eingangsportal aus Glas und Stahl

Das Innere

Wenn nun der Besucher den Eingang betreten hat, erscheint ihm der Raum überraschend groß. Unterstützt wird dieser Eindruck noch durch die Fensterflächen auf drei Seiten. Sie sind einerseits farbig, hindern andererseits nicht daran, dass in den Garten und auf die umgebenden Häuser geschaut werden kann. Auch dies wird in das Erleben mit einbezogen. Versucht der Betrachter die Konstruktion des Raumes zu begreifen, dann erscheint sie höchst einfach. Corten-Stahlplatten sind unauffällig miteinander zu einem zweifach gegliederten Raum verbunden. Dabei bilden im Wesentlichen farbige Glasflächen die Seiten. Der Künstler Hannes Norberg wiederholt inhaltlich in den durch mehrfachen farbigen Siebdruck gestalteten Flächen die Schatten der Formen und Proportionen der Architektur.

In diesem Raum zeigt sich der Kontrast zwischen alt und neu am stärksten. Der Eingang zur Kirche und das umgebende Mauerwerks sind unverändert geblieben und tragen noch die Spuren einer wechselhaften Geschichte. Denn die Außenwand wurde aus dem Bauschutt der 1689 zerstören Kirche errichtet. Der neue Eingang verbindet sich mit der Kirche, indem frei von ästhetisierenden Übergängen die Stahlplatten in Schlitze der Wand eingefügt befestigt sind als Elemente eines Eingangs an einem alten Gebäude.



P. Norbert Hinckers ist Supprior des Wormser Konventes.

Dennis Halft OP und Philipp M. König OP

Das Noviziat on the road

Auf dominikanischen Spuren in Venetien



In Venedig vor San Giorgio Maggiore

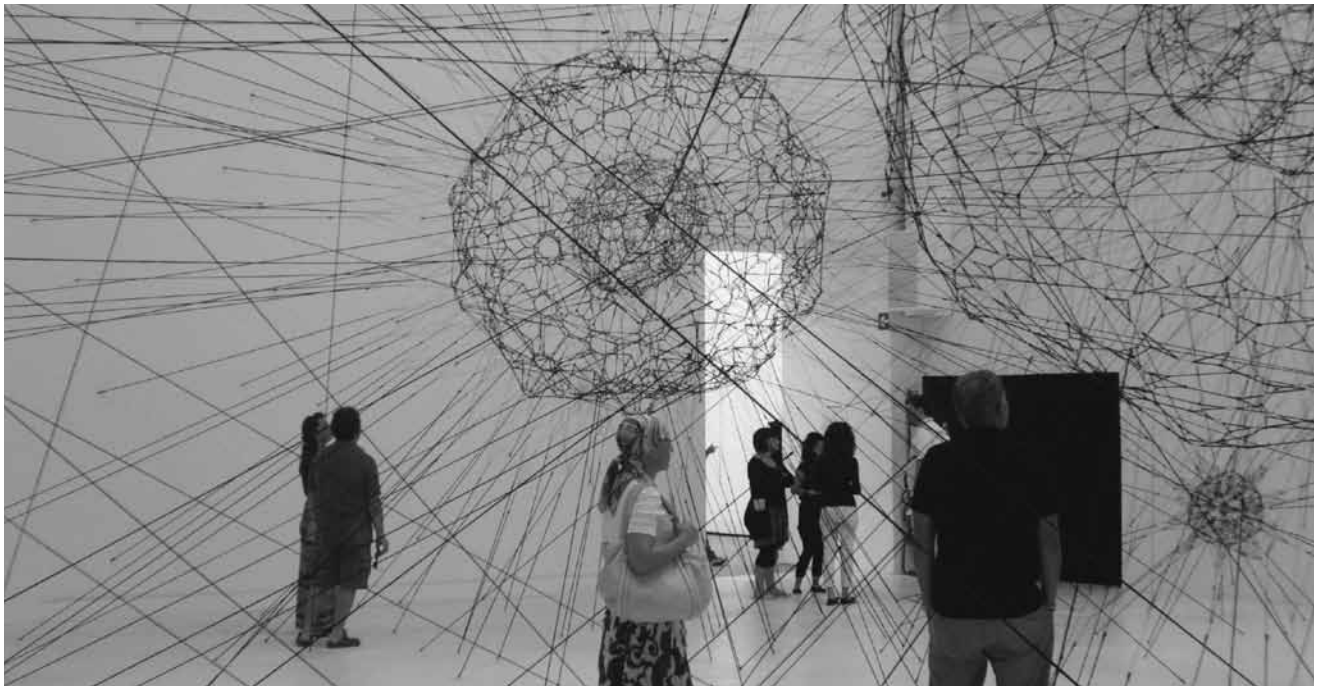
Anfang Juli hatten wir die Freude, einige Tage in der norditalienischen Region Venetien zu verbringen und die dortigen Stätten des Ordens mit ihrer typischen Bettelordensarchitektur aus dem 13. und 14. Jahrhundert zu erkunden. Wir wohnten in der Provinzhauptstadt Treviso, gegenüber der alten Dominikanerkirche, die 1318 fertiggestellt wurde.

Aus Treviso stammt auch der sel. Benedikt XI., der zweite Papst aus unserem Orden, der von 1303 bis 1304 auf dem Stuhl Petri saß. Bereits als Kardinal förderte Niccoló Boccasini, wie sein bürgerlicher Name lautet, den Neubau der Dominikanerkirche in seiner Geburtsstadt, die nach seinem Namenspatron San Niccoló benannt wurde. Sie ist das beeindruckende Beispiel einer Bettelordenskirche monumentalen Stils, in der sich einige typische architektonische Elemente der Mendikanten erhalten haben. Traditionell besaß eine Dominikanerkirche eine Flachdecke, nur die Apsis war gewölbt.

Spurensuche

Neben der alten Dominikanerkirche in Treviso besichtigten wir auch das ehemalige Kloster, in dem sich heute das Priesterseminar der Diözese mit der alten Dominikanerbibliothek befindet. Das Gebäude ist berühmt für den ehemaligen Kapitelsaal aus dem 14. Jahrhundert, in dem vierzig Fresken mit den Portraits berühmter Mitglieder unseres Ordens erhalten sind. Die Bildnisse der Heiligen, Seligen, Päpste, Kardinäle und Kirchenlehrer aus dem Predigerorden sind das Werk des italienischen Malers Tomaso da Modena, der diese um 1352 schuf. Für die Kunstgeschichte bieten sie interessante Einblicke in das mittelalterliche Studienleben. So findet sich auf diesen Fresken die erste bildliche Darstellung einer Brille.

Nahe gelegen ist die Universitätsstadt Padua mit der Basilika di Sant' Antonio, einem der berühmtesten Hei-



Auf der Biennale in Venedig

ligtümer Italiens. Wir pilgerten zum Grab des hl. Antonius und zum Grab des hl. Evangelisten Lukas in der Abteikirche Santa Giustina.

Studium und Kultur

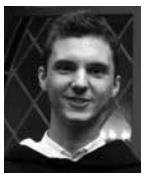
Auch das Studium kam nicht zu kurz: In zwei ausgedehnten Kolloquien beschäftigten wir uns mit der Rolle des Studiums im Predigerorden sowie mit dem Verhältnis von Glaube und Vernunft, Theologie und Philosophie. Dies geschah auf der Basis der Lektüre entsprechender Texte des hl. Thomas von Aquin, M.-Dominique Chenus, Josef Piepers und Joseph Ratzingers. Nach kurzen Impulsreferaten entwickelten sich interessante Diskussionen anhand der Texte.

Als besonders beeindruckend ist uns die Stadt Venedig in Erinnerung geblieben. Wir besuchten die internationale Ausstellung „La Biennale“ für zeitgenössische Kunst, die seit 1895 alle zwei Jahre in den „Gärten“ der Stadt stattfindet. Dort entdeckten wir in den verschiedenen Länderpavillons die modernsten Arbeiten der internationalen Kunstszene, darunter viele Installationen und andere Kuriosa.

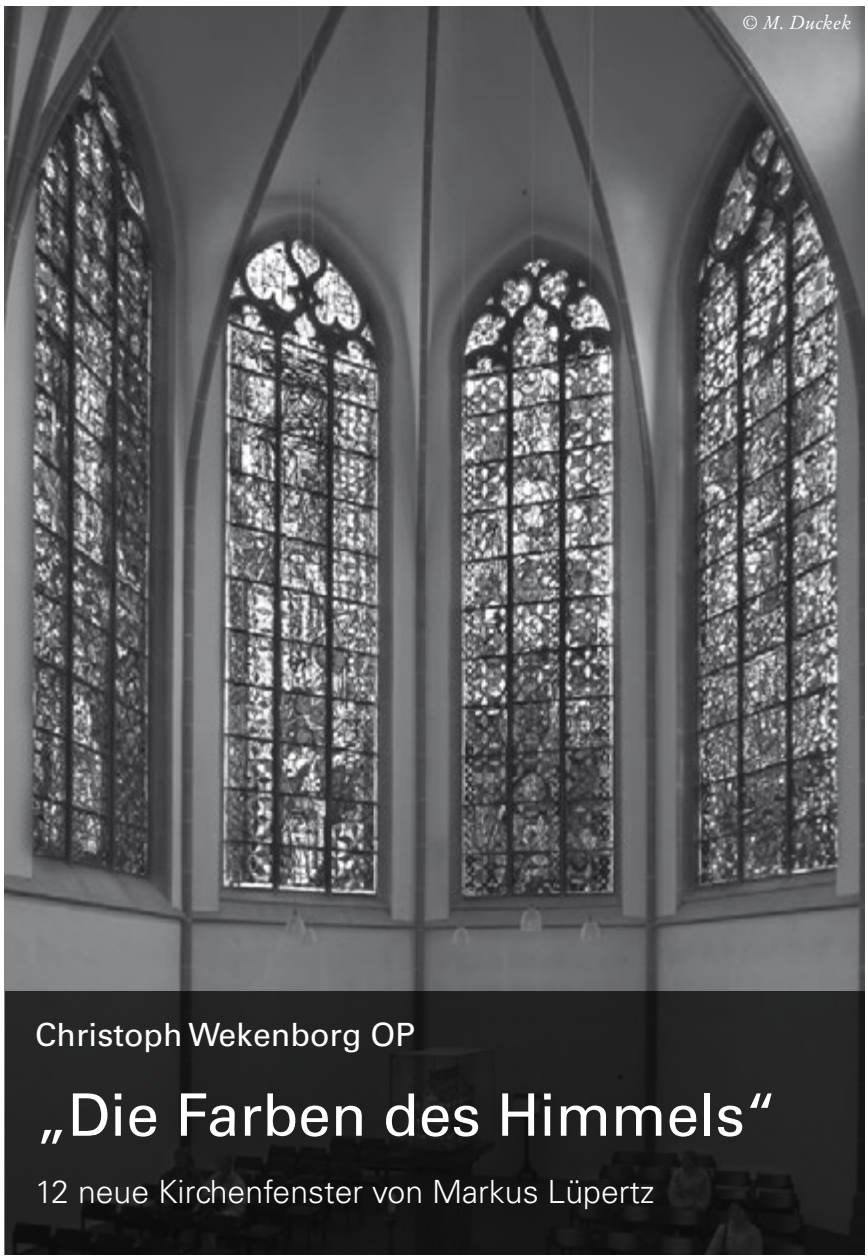
Außerdem führte uns der Weg in das Dominikanerkloster San Giovanni e Paolo mit der größten Kirche Venedigs und zugleich Grablege vieler venezianischer Dogen ab dem 13. Jahrhundert. Neben der Architektur bietet die Kirche Darstellungen aus dem Leben des hl. Dominikus und der frühen Ordensgeschichte. Unter anderem befindet sich dort das berühmte Wandgemälde von Leandro da Bassano, das die Bestätigung des Predigerordens durch Papst Honorius III. 1216 zeigt.

Gerne erinnern wir uns an die sehr schönen gemeinsamen Tage in Norditalien, in denen sich auf wunderbar dominikanische Weise geistliches Leben, Studium, Kultur und nicht zuletzt gemütliche Erholung miteinander verbanden!





Fr. Dennis Halft und Fr. Philipp M. König sind Novizen und leben im Konvent in Worms.



Christoph Wekenborg OP

„Die Farben des Himmels“

12 neue Kirchenfenster von Markus Lüpertz

Die romanische Kirche St. Andreas liegt im Schatten des Kölner Doms. In der Krypta befindet sich die Grabstätte des heiligen Kirchenlehrers Albertus Magnus. Seit 1947 betreuen die Dominikaner die Andreaskirche, die ihnen Kardinal Frings zur Seelsorge anvertraute. St. Andreas ist ein echtes Kleinod im Kreis der 12 romanischen Kirchen Kölns. Im 2. Weltkrieg wurde sie nur wenig zerstört, was zur Folge hat, das ein Großteil der historischen Ausstattung erhalten blieb. Durch Auslagerung konnten auch die neogotischen Fenster des Hochchores gerettet werden. Nach Abschluss der umfangreichen Sanierungs- und Renovierungsarbeiten, die schrittweise vom Ende des Krieges bis in die 90er Jahre dauerten, machten sich die Dominikaner und die Pfarrgemeinde St. Andreas Gedanken über eine erneute Farbverglasung der gotischen Querhäuser, deren Fenster im Krieg zerstört wurden und immer noch die Notverglasung enthielten.

Förderverein Romanische Kirchen Köln

Schon Anfang der 90er Jahre konnte der namhafte Maler und Bildhauer Prof. Markus Lüpertz, Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, gewonnen werden, Entwürfe für die Fenster des Machabäerchores im südlichen Querhaus zu zeichnen. Aber wie es bei solch ambitionierten Projekten oft der Fall ist, scheiterte die Realisierung zunächst an den Kosten. Erst das Eintreten des „Fördervereins Romanische Kirchen Köln e. V.“ ermöglichte es, die Maßnahme durchzuführen. Der Förderverein setzt sich seit seiner Gründung 1980 für die Belange der romanischen Kirchen Kölns ein. Seine über 4000 Mitglieder finanzieren über Beiträge und Spenden viele Restaurations- und Bauprojekte in den romanischen Kirchen.

Spenden für eine Neuverglasung

In seinem 25. Jubiläumsjahr 2005 trat nun der Förderverein erstmals nicht als Unterstützer, sondern als Träger

einer Maßnahme auf. Allein durch Spenden gelang es, die Neuverglasung von 12 gotischen Fenstern in den beiden Querhäusern zu finanzieren, die in einer Schenkungsurkunde der Pfarrei St. Andreas übergeben werden. Dabei stifteten einige Kölner Familien oder Institutionen z. T. ganze Fenster. Im Jahr 2008 wurden die sieben Fenster des Machabäerchores im südlichen Querhaus vollendet, die fünf Fenster des nördlichen Querhauses, des Marienchores sollen Ende 2009 fertig sein. Hergestellt wurden die in klassischer Bleiverglasung gestalteten Fenster durch das renommierte Glasstudio Derix in Taunusstein.



In der Werkstatt Derix

Die Fenster im Machabäerchor

Unter dem Thema „Schöpfung" (Nordquerhaus) und „Erlösung" (Südquerhaus) greift Markus Lüpertz inhaltlich auf die Themen der jeweiligen Chöre zurück; so bei den bereits fertiggestellten Fenstern des Machabäerchores auf das Martyrium der alttestamentlichen Heiligen, deren Gebeine im Machabäerschrein im südlichen Querhaus ruhen. Seit 1164 werden die Gebeine der Machabäer, die mit den Heiligen Drei Königen nach Köln gelangten, in der Stadt verehrt. Der prächtig vergoldete gotische Schrein stellt das Martyrium der jüdischen Heiligen, wie es im 2. Buch der Machabäer beschrieben ist, detailreich und kunstfertig dar. Wie im Mittelalter üblich, wird der Leidensgeschichte der Machabäer aus dem Alten Testament jeweils typologisch eine Szene aus dem Neuen Testament, aus dem Leiden Christi, gegenübergestellt. Markus Lüpertz greift dieses Thema und auch die typologische Gegenüberstellung des Machabäerschreins auf und überträgt sie auf die Gestaltung der Fenster.
Den stärksten Eindruck auf viele Betrachter macht zunächst die leuchtende Farbigkeit der Fenster, die den Raum und den Besucher in ein vielfarbiges Licht tauchen. Durch die mittelalterliche Technik der Bleiverglasung fügen sich die Fenster darüber hinaus, bei aller zeitgenössischen Darstellungsweise, wunderbar in das gotische Raumgefüge der Chöre ein. In der Gestaltung der Fenster hatte der Künstler völlig freie Hand, was einigen Mut der Auftraggeber und der Pfarrgemeinde erforderte.
Zwischen floralen Grundmuster stellt Lüpertz figürlich im unteren Bereich der Fenster jeweils eine Szene aus der Geschichte der Machabäer dar und komponiert dazu im oberen Bereich der Fenster eine Szene aus den Leiden Christi. Der Künstler scheut sich nicht, menschliches Leiden und Verstümmelungen in sehr drastischer Weise darzustellen, was einen starken Kontrast zu der lebendigen Farbigkeit der Fenster schafft.

Die Fenster im Marienchor

In den fünf Fenstern des nördlichen Marienchores, die das Grundthema „Schöpfung" haben, greift Lüpertz inhaltlich zum einen auf das gotische Gnadenbild der Muttergottes aus der ehemaligen Dominikanerkirche Hl. Kreuz zurück, das im Nordchor verehrt wird, zum anderen auf Lehraussagen aus den naturwissenschaftlichen Schriften des Hl. Albertus Magnus.

Neuer Anziehungspunkt

Die Lüpertz-Fenster sind ein neuer Anziehungspunkt in Köln geworden, zu dem viele Besucher, zum Teil von weit her, „pilgern". Neben dem beeindruckenden und nicht unumstrittenen Richter-Fenster im Kölner Dom setzen sie einen weiteren Akzent zeitgenössischer Kunst in einem bedeutenden Kirchenraum der Kölner Innenstadt. Die neuen Fenster bilden einen wunderbaren Anknüpfungspunkt, um über die künstlerische Ästhetik hinaus über menschliche Grundfragen wie Leid, Schuld, Vergebung und Erlösung mit den Besuchern ins Gespräch zu kommen. Eingeweiht wird der gesamte Zyklus im Frühjahr 2010. Ein Besuch der Fenster im Machabäerchor lohnt sich schon heute!



P. Christoph J. Wekenborg ist Pfarrer an der Dominikanerkirche St. Andreas in Köln und Pfarrvikar an drei Innenstadtkirchen.

Bernhard Kohl OP

Theologie OST

Ein dominikanisches Projekt im Osten Deutschlands



Bau des „Paulinum" an der Stelle der ehemaligen Universitätskirche in Leipzig

Dass die katholische Kirche sich in den Neuen Bundesländern auf einem ganz besonderen Boden bewegt, stellt 20 Jahre nach der Wende kein Geheimnis mehr dar. Geheimnisvoller mutet allerdings die Frage an, wie man die Anwesenheit der Kirche und auch dominikanische Präsenz im Osten Deutschlands theologisch begründen kann. Dient diese Präsenz – polarisierend formuliert – der Mission, um ganz pragmatisch den

Mitgliedsbestand der Kirche zu erhalten, oder wird sie – womit man auf alte theologische Denkmuster zurückgreifen müsste – als schlichtweg heilsnotwendig erachtet?
Zur Erinnerung: drei Viertel der Bevölkerung sind konfessionslos – in Leipzig sehen die Zahlen noch „dramatischer" aus. Sämtlichen Erhebungen zu Folge besteht eine Resistenz gegenüber religiösen Fragestellungen und Erfahrungen, kurz: von anonymen Christen, religiös Unmusikalischen oder einer Rückkehr des Religiösen kann in den Neuen Bundesländern nicht die Rede sein.

Fehlende theologische Basis

In diesem Kontext wurde im Jahr 2008 die Initiative „Theologie OST" ins Leben gerufen, die im Jahr 2009 zum ersten Mal tagte. Daran beteiligt sind der Leipziger Dominikanerkonvent, das Institut für Pastoralhomiletik in Bonn und das Berliner Institut M.-Dominique Chenu. Maßgebend für die Gründung dieses Projekts war die Beobachtung, dass viele pastorale Aktivitäten im Osten Deutschlands ohne theologische Begleitung laufen. Darüber hinaus nahmen die Projektbeteiligten wahr, dass die vorhandenen Reflexionen auf die Situation der Kirche in Ostdeutschland oftmals stark religionssoziologisch ausgerichtet sind. Den Ausgangspunkt von „Theologie OST" stellt die Überlegung dar, dass Kirche gesandt ist, um allen Menschen das Evangelium zu verkünden und sie zur Gemeinschaft mit Gott einzuladen. Da es ihr dabei um nicht weniger als den Glauben derer gehen kann, die noch nicht mit Jesus Christus in Berührung gekommen sind, geht es ihr immer auch um die Freiheit der Anderen. Glaube formt sich immer durch das Zusammenwirken von Freiheit und Gnade.

Mögliche Brückenschläge

Um eine Annäherung an dieses Zusammenwirken zu erreichen, erarbeiteten die Initiatoren des Projekts für das erste Treffen der Projektgruppe am 3. Juli 2009 im Dominikanerkonvent Leipzig *„Fünf Thesen für eine Theologie im Osten Deutschlands".* Diese Thesen hatten die Klärung von Motiven für ein kirchliches Wirken in Ostdeutschland, die Vereinbarkeit der „Gratuität des Evangeliums" mit missionarischen Verkündigungsansätzen, einen möglichen Brückenschlag zwischen kirchlich-theologischer Tradition und gesellschaftlicher Lebenswirklichkeit in Ostdeutschland, die Förderung des Austauschs zwischen Ost- und Westdeutschen und die Frage nach dem, was Kirche in der Begegnung mit einem säkularen Umfeld über ihre eigene Identität erfährt, zum Inhalt.

Eine neue Art von Glauben?

Die zwölf eingeladenen Teilnehmer aus Wissenschaft und Pastoral waren im Vorfeld des konstituierenden Treffens darum gebeten worden, kurze Statements zu diesen Thesen vorzubereiten, um – nach einem ausführlichen Referat des Leipziger Religionssoziologen Prof. Dr. Gert Pickel – dazu ins Gespräch zu kommen. Ziel war es, einen Denkprozess anzuregen, wie aus einer theologischen Reflexion kirchlicher und gesellschaftlicher Bedingtheiten zukünftige (Handlungs-) Gestalten für eine kirchliche Präsenz im Osten Deutschlands gewonnen werden und wie diese konkret aussehen können. Als möglicher Ansatz für eine weitere Arbeit an der Thematik kristallisierte sich beispielsweise die fundamentaltheologisch ausgerichtete Frage heraus, ob die theologische Annahme, dass jeder Mensch eine natürliche Sehnsucht nach Gott in sich verspürt, haltbar ist. Dogmatisch könnte man an der Beobachtung ansetzen, dass für die katholische Kirche die Einheit von persönlichem Glauben und Zugehörigkeit zur Kirche konstitutiv ist, diese Elemente aber den religionssoziologischen Erhebungen zufolge in Ostdeutschland völlig auseinander fallen. Was bedeutet dies für eine „ostdeutsche Ekklesiologie"?

Die Arbeit der Projektgruppe „Theologie OST" ist bewusst sehr offen angelegt worden, um ein möglichst breites Spektrum der ostdeutschen Kirchenrealität erfassen und theologisch reflektieren zu können. Im Zeitraum der nächsten drei Jahre soll es um die Klärung der angesprochenen und ähnlicher Fragen gehen, um dem „Geheimnis" einer „Theologie OST" weiter auf die Spur zu kommen.



P. Bernhard Kohl lebt in Leipzig, ist Promotionsstudent an der Universität Erfurt als Mitarbeiter des Institut M.-Dominique Chenu für das Projekt „Theologie OST" verantwortlich.

Richard Nennstiel OP

Dialog vor der Haustür

Gründung des Dominikanischen Instituts für christlich-islamische Geschichte



Blick aus dem Konvent in Istanbul

Schon der dritte Ordensmeister Raimund von Penafort erkannte die Notwendigkeit, sich mit dem Islam auseinanderzusetzen. Auf seine Initiative wurde in Toledo eine Übersetzerschule gegründet. Dominikaner sollten Arabisch lernen, um sich mit dem Koran und dem Islam zu beschäftigen – natürlich um ihn zu widerlegen. Der Islam galt vielen mittelalterlichen Theologen als eine christliche Häresie.

Konstantinopel / Istanbul ist seit 1453 am Schnittpunkt der beiden Kulturen, Hamburg, die weltoffene Hafenstadt mit Kulturen und Religionen aus aller Welt – mit gegenwärtig 48 Moscheen – ein neuer Treffpunkt: richtige Orte, um sich mit der Geschichte und Gegenwart der kulturellen und religiösen Beziehungen von Christentum und Islam zu beschäftigen. Sowohl in Hamburg wie in Istanbul gibt es Dominikaner.

Istanbul und Hamburg

So wurde 2008 im Hamburger Konvent das „Dominikanische Institut für christlich-islamische Geschichte" (DICIG) durch den Autor gegründet und die Zusammenarbeit mit den Istanbuler Dominikanern nahm eine konkrete Form an.

Das Institut beschäftigt sich vornehmlich mit der Geschichte der christlich-islamischen Beziehungen – aus der Perspektive des Dominikanerordens. Der erste Schwerpunkt wird die Geschichte der Dominikaner in Istanbul sein.

Seit ca. 1240 waren die Dominikaner auch in Konstantinopel präsent. Sie haben die Eroberung Konstantinopels 1453 miterlebt und auch die Folgen zu spüren bekommen.

Zwar wurde der Besitz der Dominikaner in Galata (Pera) nach der Kapitulation der genuesischen Kolonie am Tag nach der Eroberung Konstantinopels zunächst durch Sultan Mehmed II. bestätigt, aber schon nach einigen Jahren kam es ca. 1475 zur Umwandlung der Dominikanerkirche St. Dominikus / St. Paulus in eine Moschee, die Arap Cami. Die Moschee wurde den aus Granada vertriebenen Muslimen zugewiesen. Die Dominikaner zogen auf ein anderes Grundstück in der Nähe. Dort bauten sie eine neue Kirche und einen neuen Konvent. Seit dieser Zeit leben die Dominikaner dort.

Die Dominikaner können also auf eine lange und ununterbrochene Geschichte in Konstantinopel / Istanbul zurückblicken. Im Archiv des Konventes lagern viele Schätze, u. a. auch die Originalurkunden der Sultane und Dokumente zur Geschichte der Katholischen Kirche im Osmanischen Reich.

Wertvolle Arbeit für das Projekt wurde bereits von P. Benedetto Palazzo OP geleistet, der eine Geschichte der

Dominikaner geschrieben hat, die als Typoscript vorliegt und bald als Buch erscheinen soll.

Dominikanische Präsenz heute

Dominikaner sind aber auch in Kairo (Ägypten), dem Irak, Teheran (Iran) und vielen muslimischen Orten präsent. Sie leisten die wichtige Aufgabe, die Präsenz der Christen zu erhalten und in den Dialog mit dem Islam mit all den Schwierigkeiten einzutreten.
Die Geschichte der Dominikaner an all diesen Orten soll nachgezeichnet werden.
Es zeigt sich dabei, wie vielfältig und komplex die Geschichte der christlich-islamischen Beziehungen ist. Es gibt Zeiten eines friedlichen Nebeneinanders, aber auch immer wieder konfliktreiche Auseinandersetzungen.
Die heutige Lage der Christen und somit auch der Dominikaner ist in vielen islamischen Ländern schwierig. Eine freie Religionsausübung ist zumeist nur eingeschränkt möglich. Die Behörden verschleppen die Klärung der Besitzverhältnisse.
Aber gerade deshalb ist eine Präsenz der Dominikaner in diesen Ländern notwendig. Christen in islamischen Ländern benötigen unsere Hilfe und Unterstützung.
Die Zusammenarbeit zwischen Hamburg und Istanbul ist sehr gut. Die Mitbrüder in Istanbul benötigen Hilfe und Unterstützung in ihrer Arbeit z. B. dem Ausbau der Bibliothek und des Archives.

Vortragsreihe in Hamburg

Als zweiten Schwerpunkt führt das DICIG in Hamburg eine Vortagsreihe in Kooperation mit der Katholischen Akademie Hamburg durch.
Dabei soll systematisch in die Geschichte der christlich-islamischen Beziehung eingeführt werden, aber auch die Gegenwart in den Blick genommen werden.
Den ersten Vortrag hielt im Januar 2009 Michael Marx von der Forschungsstelle „CORPUS CORANICUM“ der berlin-brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.
Er informierte über das Projekt der Erarbeitung einer historisch-kritischen Ausgabe des Korans.
Im Mai 2009 kam Prof. Dr. Tilman Nagel nach Hamburg. Der Orientalist sprach über „Mohammed – Leben und Legende“. Zu diesem Vortragsabend kamen ca. 400 Teilnehmer. Dies zeigt das große Interesse an einer seriösen und sachlichen Behandlung des Themas.
Es werden weitere Vorträge zu den Themen islamische und christliche Philosophie, Kreuzzüge und Byzanz folgen. Nach der Behandlung der grundlegenden Fragen werden ab 2011 die Orte der dominikanischen Präsenz dargestellt. Anhand konkreter Orte wird die Geschichte der christlich-islamischen Beziehungen in allen Aspekten behandelt.
Auch ein aktuelles Thema steht schon fest: Im März 2010 wird Bischof Luigi Padovese, Bischof von Anatolien mit Sitz in Iskenderun, zur Situation der Christen in der Türkei sprechen.
Getragen wird das Institut auch durch die Unterstützung der Mitbrüder in Hamburg: Christentum und Islam ist einfach eines der großen Themen der Zukunft.



Nach dem Vortrag von Prof. Dr. Nagel: P. Richard OP, P. Thomas OP, Dr. Schwandt (Kathol. Akademie), Prof. Dr. Nagel und Weihbischof Jaschke



P. Richard Nennstiel ist Kaplan in Hamburg und lebt im dortigen Dominikanerkonvent.

Uwe Augustinus Vielhaber OP

„3 x klingeln…!“

Die Dominikaner bei der Mainzer Kunstbiennale



Eröffnung der Mainzer Kunstbiennale im Dominikanerkloster

„Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen, darum scheint es eine Torheit, sie durch Worte vermitteln zu wollen.“ Dieser vom bekanntesten Vertreter der Weimarer Klassik Johann Wolfgang von Goethe überlieferte Dichterspruch wurde den Dominikanerbrüdern an St. Bonifaz gleichsam zur Maxime bei der erstmaligen Teilnahme an der Mainzer Kunstbiennale. Es galt die Distanz zwischen Besuchern und den ausgestellten Exponaten aufzuheben, um jedem Interessierten den direkten Zugang zu „seinem“ Kunstwerk zu ermöglichen.

Eröffnung im Klostergarten

Rund 500 Besucher folgten der Einladung zur Kunstbiennale „3 x klingeln…!“ 2009 am 12. und 13. September in das Mainzer Dominikanerkloster St. Bonifaz. Die Gäste wurden bei schönstem Spätsommerwetter im Klostergarten begrüßt von den vor Ort verantwortlichen Organisatoren Fr. Uwe Augustinus Vielhaber OP, P. Josef kleine Bornhorst OP und der Dominikanerkommunität. Prior Josef freute sich bei der Eröffnung über die zahlreich erschienenen Kunstinteressierten und hieß die offiziellen Vertreter der Stadt Mainz und des Landes Rheinland-Pfalz herzlich willkommen: den Mainzer Kulturdezernenten Herrn Peter Krawietz sowie die Ortsvorsteher beider Stadtteile, Frau Landtagsabgeordnete Ulla Brede-Hoffmann und Herrn Nico Klomann. Die Leiterin des Hauses Burgund in Mainz, Frau Mélita Soost, vertrat den Conseil régional de Bourgogne.

Das Konzept der Kunstbiennale

Zum siebten Mal seit 1997 waren für ein Wochenende Künstlerinnen und Künstler zu Gast in Wohnungen, Büros, Ateliers, Kellern, Gärten und

Höfen und erstmals auch im neuen Mainzer Dominikanerkloster. Alle Interessierten waren eingeladen, jeweils dreimal zu klingeln, um Malerei, Zeichnungen, Bildhauerei, Fotografie, Videokunst und Installationen zu erleben. Mit dabei waren 28 Künstlerinnen und Künstler aus Deutschland, Lettland, Togo und der rheinland-pfälzischen Partnerregion Burgund. Dazu gab es viel Musik und Literatur. Die Idee, das Konzept und die Realisation der Biennale lag wieder in den bewährten Händen des Künstlerehepaars Christiane Schauder und Günter Minas. An allen Ausstellungsorten gab es Geschichten, Klangcollagen und Infotexte zum Zuhören direkt aus dem Netz aufs iPhone, und dazu viel Wissenswertes und Unterhaltsames über die beiden Mainzer Stadtteile. Zur Eröffnung erschien ein Katalogfolder, der die ausgestellten Arbeiten dokumentiert und die Dominikanerkommunität St. Bonifaz vorstellt.



Die Dominikanerkommunität mit Castillos „Koordinaten des Zugänglichen"

Kunst, Musik und Literatur

Im Dominikanerkloster waren verschiedene Spielarten der aktuellen Kunstproduktion vertreten: Der in Nicaragua geborene und aufgewachsene französische Konzeptkünstler Carlos Castillo ist seit 1989 Professor für experimentelle Kunst an der Ecole National Supérieure d'Art in Dijon. Er zählt zu den renommierten Vertretern seines Fachs, was seine zahlreichen Ausstellungen in Frankreich und den USA eindrucksvoll belegen. Das eigens für das Mainzer Dominikanerkloster konzipierte Werk „Coordonnées de l'accessible" („Koordinaten des Zugänglichen") zeigt die Koordinaten des Ortes „El Infierno" / Die Hölle (S 14° 26' 01.42", W 61° 37' 58.79") in Bolivien in schwarzen und die des Ortes „The Paradise" (S 39° 36' 37.75", E 176° 04' 18.41") in Neuseeland in weißen Lettern. Der an der Wand angebrachte Schriftzug „Hic et nunc" stellt einerseits die Verbindung zwischen diesen geografisch entfernt liegenden Orten, andererseits den Zusammenhang zum Dominikanerkloster in Mainz her.

Carlos Castillos Konzeptkunst

Ausgehend von der Malerei hat sich die Arbeit von Carlos Castillo immer weiter zu einem experimentellen Feld hin ausgeweitet, wobei er sich nicht auf eine Art der Darstellung beschränkt. Bei Bedarf werden seine Kunstwerke durch Fotografien, Videos, Malerei und Objekte erweitert. Es ist die Bedeutung der fernen Orte, die ihn interessiert, ebenso wie die Bedeutung ihrer Namen und ihre geografische Lage. Castillo wählt bewusst Namen aus mit starken positiven oder auch mit extrem negativen Bedeutungen. Das im Mainzer Dominikanerkloster realisierte Werk „Coordonnées de l'accessible" ist ein Beispiel dafür. Castillo objektiviert die Orte, indem er ihre geografischen Koordinaten darstellt. Der Betrachter begibt sich in der Auseinandersetzung mit seiner Konzeptkunst auf eine imaginäre Reise, wobei Castillo die Neugierde des Betrachters auch auf humorvolle Art und Weise zu wecken versteht.

Susanne Krells Frottagen

Die in Bad Honnef lebende rheinland-pfälzische, mit zahlreichen Preisen, Stipendien sowie Einzel- und Gruppenausstellungen ausgezeichnete Künstlerin Susanne Krell war gleich mit drei Arbeiten im Dominikanerkloster vertreten. Im



Das „Gehäuse" von Susanne Krell

zukünftigen Kapellenraum des Klosters führte sie eine großformatige Frottage aus als Wandzeichnung auf Papier mit Kreide und Kleister. Über diesem Wandbild wurden mittels Beamer zehn Ortspläne von Mainz aus unterschiedlichen Zeiten passgenau projiziert: Römerzeit, Mainz um 1300, Schwedenplan 1625 usw., auch der Grundriss des neuen Dominikanerklosters fand Berücksichtigung. In der Arbeit „Gespinst" bearbeitete Krell das Thema „Spurensuche", indem sie in die Verstrebungen des Vordachs zum Kapellenraum ein Gespinst aus Folienstreifen legte. Diese weben sich ein in die Dachstreben und untereinander, ein wenig wie ein Rankengewächs. Das „Gespinst" verwebt das Dominikanerkloster in die Spurensammlung von Ideengebäuden aus aller Welt.

Die Wirkung der Orte im Oeuvre von Susanne Krell

Auf großes Interesse stieß auch Susanne Krells Arbeit „Gehäuse – Ort | Innen | Orden", die sie als Projektion im Gehäuse des Klostergartens realisierte, und zwar hinter der repräsentativen Ruinenarchitektur aus der Zeit des späten Historismus. Die Begriffe „Ort", „Orden" und „Innen" treten in drei Gruppen auf. „Ort" und „Orden" erscheinen auf zwei kleinen Bildschirmen, welche an die steinerne Rückwand des Raumes gehängt sind. Die Begriffe blenden langsam auf und wieder ab, dazwischen befindet sich die Beamer-Projektion „Innen", welche die beiden anderen Flächen verbindet. Bei den Arbeiten von Susanne Krell geht es quasi um das „Sammeln" von Orten. Am Anfang steht die Begegnung mit



Carlos Castillo bringt die Koordinaten an

dem Ort, diese gehört unlösbar zum künstlerischen Prozess. Immer ist die Begegnung auch eine Berührung mit der Geschichte, mit dem Leben und der tieferen Dimension von Orten, Plätzen und Kirchen. Dabei eröffnet Krells Kunst eigene Wege des Zugangs und ermöglicht eine Begegnung, die nur so und nicht anders möglich ist, jenseits der bewussten Wahrnehmung.

Musik & Literatur im Dominikanerkloster

Am Eröffnungstag experimentierte das Duo „Stimmig" mit Silvia Sauer und Jörg Mühlhaus mit den Klängen von Stimme und Bass im Klostergarten, und bei der Aufführung der jungen Mainzer Formation „Ensemble Chordial" traf barocke Chormusik von Hugo Distler (1908–1942) und Heinrich Schütz (1585–1672) auf moderne Kunst. Ein besonderer Leckerbissen für Literaturfreunde war die „Lyrikambulanz", ein Projekt der Theatergruppe „Ignous": In einem Ambulanzwagen, der im Klosterhof des Dominikanerklosters Station machte, wurde den an Lyrikmangel leidenden vorbeikommenden Patienten Poesie nach individuellen Rezepten vorgetragen. Gut besucht waren auch die Kurzvorträge des Historikers Heribert Dietz. Er veranstaltete am Eröffnungstag Führungen im Dominikanerkloster zu den künstlerisch wertvollen 14 Kreuzwegstationen, die der Kölner Maler Peter Strausfeld 1935 für das damalige Dominikanerkloster Walberberg bei Bonn anfertigte. Die anspruchsvollen Hinterglasmalereien bleiben mit den eindeutigen Anspielungen gegen den Nationalsozialismus und einige seiner Vertreter vor 1939 Strausfelds einzige offene Kritik am Regime.



Fr. Uwe Augustinus Vielhaber ist Mitglied des Mainzer Dominikanerkonventes und Student an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz.

Bernhard Kohl OP

50 Jahre „Wort und Antwort“

Eine Zeitschrift für Glauben und Gesellschaft



1960



1986



1987



2009

Anfang des Jahres 1960 erwähnte P. Pirmin Lenz OP Rundbriefe mit dem Titel „Laienapostel“, die für den III. Orden in der Provinz Teutonia erschienen. Dieser „Laienapostel“ bildete den Vorgänger der „Werkhefte für dominikanische Laienapostel“, wie bereits der Jahrgang 1960 überschrieben war. Themen dieser Hefte waren Gebet, Spiritualität und Geist des Dominikanerordens. Als Verfasser engagierten sich Patres aus dem Dominikanerorden und Mitglieder des III. Ordens. 1961 hießen die Rundbriefe dann „WORT UND ANTWORT. Zeitschrift für religiöse Vertiefung.“ Die Beiträge setzten sich in dieser Zeit naturgemäß mit dem 2. Vatikanischen Konzil auseinander, aber auch das jüdisch-christliche Gespräch oder die dominikanischen Verstrickungen in die Inquisition wurden behandelt (Hier sei auch auf Wort und Antwort, Heft 3/2009, „MedienWirklichkeiten. 50 Jahre Wort und Antwort“ verwiesen. Zur Geschichte der Zeitschrift vgl. insbesondere den darin erschienen Beitrag von P. Prof. Dr. Paulus Engelhardt OP).

Neukonzeptionierung

Nachdem im Jahr 1987 eine Veränderung des Layouts der Zeitschrift durchgeführt worden war, entschloss sich die Schriftleitung 2007 – nicht zuletzt im Hinblick auf das 50jährige Jubiläum – eine grundlegendere Evaluierung bzw. Neukonzeptionierung der Zeitschrift durchzuführen. Äußerlich wurde diese Entscheidung durch den Verkauf des Matthias-Grünewald-Verlags (Mainz) an die Schwabenverlag AG (Osterfildern) und den damit verbundenen Verlegerwechsel der Zeitschrift begünstigt. Neben einer erneuten Layoutveränderung, in dessen Gewand WORT UND ANTWORT mit der Ausgabe 1/2008 zum ersten Mal erschien und die sich darüber hinaus in der neuen Internetpräsenz niederschlug, wurde auch am inhaltlichen Konzept gearbeitet.

Zunächst war es wichtig, die Zielgruppe der Zeitschrift genauer zu umreißen: typische WORT UND ANTWORT-Leser sind demnach

religiös und theologisch interessierte Menschen, die sich jenseits von instant-verwertbaren „Fakten“ an fundierten Informationen und vertiefter geistiger Auseinandersetzung interessiert zeigen. Wichtig war die Feststellung, dass eine Teilmenge der genannten Zielgruppe den Dominikanern nahe steht bzw. im dominikanischen Umfeld zu suchen ist.

Für die inhaltliche Neugestaltung bildete sich deswegen die Option heraus, dass WORT UND ANTWORT eine Zeitschrift der Dominikaner ist, die aber auch jenseits der Tatsache, dass Ordensmitglieder als Autorinnen und Autoren fungieren und dominikanische Themen behandelt werden, ein dominikanisches Profil erhalten soll:

- Brücke zwischen Moderne und Tradition: Die Zeitschrift rekurriert auf die große Tradition des Predigerordens und steht zugleich konsequent für eine nachkonziliare Theologie.
- Dialog zwischen Kirche / Theologie und Kultur / Gesellschaft: Die Zeitschrift steht für die Einsicht, dass sich Internum (Kirche / Theologie) und Externum (Gesellschaft) einander bedingen und im gegenseitigen Austausch bereichern. Gerade die Verbindung mit nichttheologischen Disziplinen kann originelle Ergebnisse zur Folge haben.
- Vermittlung von wissenschaftlicher Theologie für interessierte „Laien“: Gemäß dem dominikanischen Verständnis von Predigt als Vermittlung von Theologie in die Pastoral sucht WORT UND ANTWORT wissenschaftliche Erkenntnisse in die Praxis zu vermitteln und zugleich Erfahrungen aus der Pastoral für die Entwicklung neuer theologischer Einsichten fruchtbar zu machen.
- Zusammenschau von Teilerkenntnissen über Fächergrenzen hinaus: Anknüpfend an das der dominikanischen Spiritualität zutiefst eigene Vertrauen auf einen von Gott geschaffenen und dem Menschen erkennbaren Sinnzusammenhang der Welt, versucht WORT UND ANTWORT Zusammenhänge erkennbar und nachvollziehbar zu machen. Das bedeutet allerdings auch: es gibt keine bloß eindimensionalen Antworten.



Die Schriftleitung von „Wort und Antwort“ tagt

Redaktionsarbeit

Die konkrete Arbeit an der Zeitschrift wird aktuell von einem fünfköpfigen Schriftleitungsteam aus Dominikanern und einem Mitarbeiter des Instituts M.-Dominique Chenu in Berlin geleistet. Dieses Redaktionsteam trifft sich monatlich in verschiedenen Konventen der Provinz Teutonia, um neue Heftthemen zu erarbeiten, einzelne Hefte konkret zu gestalten, Autoren anzufragen und selber Beiträge zu verfassen. Auch die Planung und Durchführung von Tagungen und Seminaren, wie beispielsweise die im Oktober 2009 in Hamburg stattfindende Jubiläumstagung mit dem renommierten kanadischen Hermeneutiker Prof. Dr. Jean Grondin gehören zu den Tätigkeiten. In Zukunft wird die Redaktion außerdem durch Experten, die mit der jeweiligen Heftthematik vertraut sind, in einer Art Brainstorming zu anliegenden Themen beraten.

Somit hat WORT UND ANTWORT hoffentlich auch in für theologische Zeitschriften schwierigen Zeiten nicht nur eine Existenzberechtigung, sondern auch ein Zukunft und somit die Möglichkeit, weiterhin Zeugnis für Kontinuität und Neuaufbrüche in der Dominikaner-Provinz Teutonia zu sein.

Die Zeitschrift im Internet:
www.wort-und-antwort.de

Christina Bents

Segen für Mensch und Maschine

Die 13. Motorradwallfahrt in Klausen



Der Motorradparkplatz während des Gottesdienstes

Ab zehn Uhr morgens war der Wallfahrtsort Klausen fest in der Hand der Motorradfahrer. Ob Straßenmaschinen, Chopper oder Geländemaschine, im Park und in der Eberharstraße ist kaum noch ein Vorbeikommen. Viele kommen in Gruppen angefahren, viele aus der Region, aber auch einige aus Belgien, Luxemburg und dem Ruhrgebiet.

Ungebremster Ansturm

„Was wir am Wochenende hier in Klausen erlebt haben, geht fast an die Grenze dessen, was wir bewerkstelligen können“, berichtet Ottmar Denzer vom Organisations-Team der Motorradwallfahrt. Die Schätzungen der Verantwortlichen liegen bei 3500 bis 5000 Motorradfahrern, die an der Wallfahrt teilgenommen haben. „Wir hatten natürlich auch Glück mit dem Wetter, schon einen Tag vor der Wallfahrt war es sehr gut“, räumt Ottmar Denzer ein. Neben den privaten Motorradfahrern, die oft in Gruppen kamen, war auch die Polizei mit 32 Motorrädern und einem Hubschrauber dabei. Mit einem Pulk aus 500 – 600 Motorrädern waren sie in Klausen.

Leben und leben lassen

Unter dem Thema „Leben und leben lassen“ begann um 11.30 Uhr das Hochamt im Park. P. Karl-Josef Meyer, der den Gottesdienst leitete, predigte über das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner. Anhand von drei Beispielen veranschaulichte er den Gläubigen, wie man im Alltag mutig sein kann, Chancen zum Lernen hat, bewusst Dinge tun sollte, und manche Taten Werke der Barmherzigkeit sind, die vielleicht im ersten Moment nicht so aussehen. Das Gleichnis interpretierte er als ein Geben und Nehmen, einem neu Ausrichten der Barmherzigkeit, das zu gegenseitigem Respekt führt, den man auch einfordern kann. Begleitet wurde der Gottesdienst von der Bluesband „Big Papa Joe“ aus Leipzig, die ihre Lieder passend zur Motorradwallfahrt gewählt hatten.

Weites Spektrum

Im Laufe der Jahre hat sich die Motivation der Motorradfahrer, an der Wallfahrt teilzunehmen, gewandelt. „Es gibt große Unterschiede zwischen den Fahrern. Zum einen die, denen der Gottesdienst wichtig ist, die mitsingen und beten, dann die, denen der Segen reicht, und dann noch ein Teil, der wegen des Happenings kommt, aber die werden immer weniger“, beobachtet P. Karl-Josef Meyer. Nach einer Stunde Segnung mit P. Karl-Josef und Fr. Heinrich Kempa spielte die Jugendband „Querbeet“ aus Klausen und ließ die Wallfahrt im Laufe des Nachmittags ausklingen.



Christina Bents lebt in Klausen und ist freischaffende Redakteurin und Mitglied unserer Klostergemeinde in Klausen.



P. Karl Josef Meyer OP trifft letzte Absprachen vor dem Gottesdienst

Aus Luxemburg kam folgende Reaktion auf die Motorradwallfahrt:

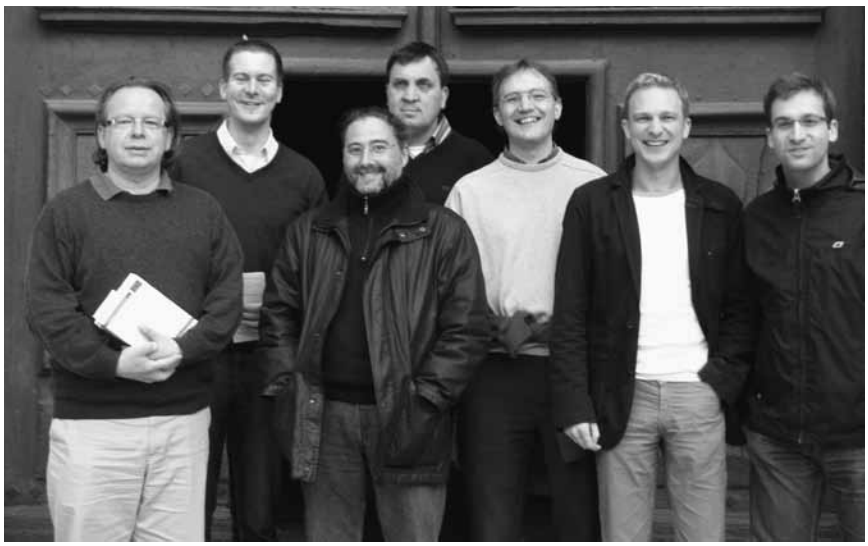
Liebe Pfarrgemeinde,

ich habe gestern zum ersten Mal an der Motorradsegnung teilgenommen, und ich möchte allen an der Organisation beteiligten ein großes Lob aussprechen. Hinter dem reibungslosen Ablauf steckt eine Menge Arbeit und viele helfende Hände sind nötig, damit die Veranstaltung so klappt, wie das gestern der Fall war. Der Gottesdienst war ganz wunderbar und die – wenn auch sehr modernen – Lieder haben mich sehr berührt. Bitte leiten Sie ausdrücklich meinen Dank an die Band und das Sing-Team weiter. Sie haben großartige Arbeit geleistet. Auch die Predigt war ausnehmend gut. Obwohl selbst gläubige Christin, habe ich mich sehr wohl angesprochen und neu aufgefordert gefühlt, meinem Nächsten immer mit offenen Augen und vor allem mit offenem Herzen zu begegnen, egal wer oder was er ist. Das fällt mir im täglichen Leben oft schwer, da ich aus Gewohnheit dazu neige, Menschen „in Schubladen zu stecken“. Doch da ich schon oft positiv von Menschen überrascht wurde, die ich eindeutig in die falsche Schublade gesteckt hatte, hat mich die Predigt noch mal deutlich angesprochen! Vielen Dank für einen wunderbaren Tag mit viel Input! Ich kam übrigens aufgrund einer verpassten Abfahrt gleich zweimal in den Genuss der Segnung. Da kann ja jetzt nichts mehr schiefgehen ;-)

Horst Wieshuber

Die politische Verantwortung von Kirche und Theologie

2. Chenu-Kolloquium: Fortsetzung eines Experiments



Die Teilnehmer des Kolloquiums v.l.n.r.: Ulrich Engel OP, Bernhard Kohl OP, Javier Martínez Contreras, Thomas Eggensperger OP, Pierre-Yves Materne OP, Horst Wieshuber und Alexis Fritz

Das 2007 vom dominikanischen Forschungsinstitut M.-Dominique Chenu in Berlin initiierte Projekt eines theologischen Forschungskolloquiums im südfranzösischen Gassin fand in diesem Jahr vom 16. – 19. April seine Fortsetzung zum Thema „Die politische Verantwortung von Kirche und Theologie in säkularen respektive pluralen Gesellschaften".
Erneut kam eine kleine Gruppe europäisch-dominikanischer Wissenschaftler aus Theologie und Philosophie zusammen, um jeweils aus dem Blickwinkel ihrer Forschungsdisziplinen Beiträge zur Aufgabe von Kirche und Theologie im Kontext einer (post)modernen Gesellschaft zu diskutieren. Dass das Thema des Kolloquiums in die Breite ging, war nicht zuletzt dem Spektrum der verschiedenen Fachbereiche geschuldet.

Theologie und Kirche im aktuellen gesellschaftlichen Kontext

Gegenwärtig beobachtbare Pluralisierungstendenzen betreffen sowohl persönliche Lebensbereiche (Auflösung bewährter familiärer Biographiemuster, Ende einliniger Arbeitskarrieren, Vervielfältigung möglicher Lebensentwürfe u. a. m.) als auch den (vor-)politischen Bereich (Ausdifferenzierung ehemals homogener Wertsysteme, zunehmende religiöse Vielfalt und damit verbundene Geltungsansprüche, Auflösung traditioneller Milieus usw.). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts bewegen wir uns also in einer hochgradig veränderten Situation. Übergreifende Sinnsysteme haben an Kredit verloren. Die aus dieser Veränderung erwachsenden „Zeichen der Zeit" sollten im Rahmen des 2. Chenu-Kolloquiums im „Licht des Evangeliums" gedeutet werden. Im theologisch interdisziplinären Austausch (Philosophie, Fundamentaltheologie, Moraltheologie, Sozialethik und Kirchenrecht) wurde erörtert, wie Kirche und Theologie in säkularen bzw. pluralen Gesellschaften ihrer politischen Verantwortung gerecht werden können.
Vor dem Hintergrund dieser Fragestellung legte der Sozialethiker Thomas Eggensperger OP (Institut M.-Dominique Chenu Berlin / Konvent Leipzig) weiterführende Gedanken zum Religionsmonitor 2008 der Bertelsmannstiftung dar. Er zog das Fazit, dass der Religionsmonitor 2008 das Wunschdenken einer Rückkehr des Religiösen für Deutschland und Europa nicht bestätigen könne. Es stelle sich daher die Frage, worin sich die aktuelle Hypothese einer Wiederkehr des Religiösen tatsächlich begründet. Der in Erfurt promovierende Moraltheologe Bernhard Kohl OP (Konvent Leipzig / Institut M.-Dominique Chenu Berlin) setzte sich in seinem Beitrag mit der Situation der

katholischen Kirche in Ostdeutschland auseinander. Er betrachtete die These des Philosophen Eberhard Tiefensee von der „religiösen Unmusikalität" der Ostdeutschen differenziert anhand der Ergebnisse des Religionsmonitors und stellte ein mögliches Pastoralkonzept für die spezifisch ostdeutsche Diasporasituation vor.
Drei Brennpunkte hob der in Bilbao lehrende spanische Philosoph Javier Martínez Contreras (Universidad de DEUSTO) hervor, als er Differenzen und Spannungen der gesellschaftlichen und religiösen Situation in Spanien reflektierte: moralische Fragen, die mit dem Familienkonzept und den Grenzen des menschlichen Lebens zu tun haben, die Rolle des Religionsunterrichts in der öffentlichen Schule, sowie die symbolische und rituelle Dimension des Lebens.

Theologisches Verständnis des kirchlichen Handlungsauftrags

In seiner an Michel Foucault angelehnten Strukturanalyse des Kirche-Welt-Verhältnisses nach „Gaudium et spes" leistete der Fundamentaltheologe Ulrich Engel OP (Institut M.-Dominique Chenu Berlin, Konvent Leipzig) einen Beitrag zur Konzilshermeneutik. Indem er die Position der Kirche zur Welt im Sinne einer „heterotopischen" Sichtweise deutete, in der sich die Sensibilität für die Alterität (das Anderssein des Gegenüber) als notwendig und bereichernd darstellt, wandte er sich im Sinne des II. Vatikanums gegen eine kulturpessimistische Sicht des Pluralismus und plädierte für den offenen Dialog mit der Welt.
Der Frage, wie die Kirche heutzutage mit Autorität in der Gesellschaft sprechen könne, ging der in Louvain-la-Neuve promovierende Sozialethiker Pierre-Yves Materne OP (Konvent Brüssel) nach. Im Anschluss an die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Autorität der Kirche im gesellschaftlichen Diskurs widmete er sich im Speziellen der Frage nach der Autorität in der von Johann B. Metz entwickelten neuen Politischen Theologie und nannte als letzte Instanz die Autorität der Leidenden, die das Gewissen verpflichtet.
An diese grundlegenden Ausführungen zum Verständnis der Kirche und ihres Sprechens im gesellschaftlichen Leben schloss der Vortrag des Doktoranden im Kirchenrecht Horst Wieshuber (Institut M.-Dominique Chenu Berlin / Universität Potsdam) zum „Öffentlichkeitsauftrag" der Kirche an. Dabei wurde die Entwicklung des Begriffs und seiner Folgen ausgehend von der Barmer theologischen Erklärung der protestantischen Kirche im Jahr 1934 bis hin zum Selbstverständnis der beiden großen christlichen Kirchen im Hinblick auf diesen Auftrag im Kontext des deutschen Staatskirchenrechts dargestellt.
Den Abschluss der zweitägigen Arbeitseinheit bildete der Vortrag des an der Universität Tübingen im Fach Moraltheologie tätigen Habilitanden Alexis Fritz, der sich mit der Suche nach Prinzipien für die Allokation medizinischer Ressourcen in der Ethik und möglichen Lösungsansätzen beschäftigte. Anhand theoretischer Leitlinien und konkreter Vorschläge wurde die Bedeutung christlicher Ethik für den gesellschaftlich immer relevanter werdenden Bereich der Medizin und den damit verbundenen Diskurs herausgearbeitet.

Gemeinschaftlicher Aspekt und dominikanischer Kontext

Neben dem intensiven wissenschaftlichen Austausch kam auch der gemeinschaftliche Aspekt der im dominikanischen Geist tätigen Forschergruppe, nicht zuletzt im Rahmen der allabendlichen gemeinsam zubereiteten Mahlzeiten, nicht zu kurz. Außerdem fand die diesjährige Exkursion zum ehemaligen Dominikanerkonvent in St. Maximin statt, wo wir die größte gotische Basilika der Provence besichtigen konnten, in der – neben der Verehrung der Reliquien der Hl. Maria Magdalena – immer noch eindrucksvolle Spuren ehemaliger dominikanischer Präsenz zu finden sind. Den letzten Abend beschloss in guter Tradition ein gemeinsamer Gottesdienst sowie ein baskisch-kulinarischer Gaumenschmaus, den wir unserem Galizier Javier zu verdanken hatten.
Die zweite Etappe des im 2007 erstmals initiierten Forschungskolloquiums war erneut eine erfolgreiche Gelegenheit, sich einem aktuellen Thema aus verschiedenster Perspektive zu nähern und es im interdisziplinären Austausch zu vertiefen.



Horst Wieshuber ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin und Promovend an der Universität Potsdam.

Predigen vor Millionen

Interview mit Sr. Jordana Schmidt OP



Als Erziehungsleiterin im Kinderdorf

Seit vier Jahren bist du Sprecherin beim Wort zum Sonntag. Als Ordensfrau bist Du schnell sehr bekannt geworden. Macht Dir diese Arbeit Spaß?

Im Großen und Ganzen ja. Manchmal ist es ein großer Umschwung, von meiner praktischen Tätigkeit im Kinderdorf plötzlich vor der Kamera zu stehen und gute Texte zu produzieren, wo ich doch gerade daran dachte, wie ich z. B. eine neue Erzieherin für ein Team finde oder mir ein Kind Sorgen macht. Aber wenn dann produziert wurde, hat es meist viel Spaß gemacht. Es ist super spannend, Fernsehen von der anderen Seite kennen zu lernen und zu sehen: es ist auch nur eine Arbeit wie alles andere. Nur dass mehr Leute dabei zuschauen.

Wie kommst Du auf die Themen? Sind die vorgeben oder suchst Du sie selber aus?

Wenn es keine besonderen Anlässe wie Weihnachten, Silvester oder Gedenktage gibt, dann ist es mir freigestellt, ein Thema zu suchen. Dazu inspiriert mich die Zeitung oder etwas, was mich gerade selber sehr beschäftigt oder auch Stimmungen, die quasi „in der Luft“ liegen.

Hast Du jemals Lampenfieber gehabt?

JA! Mehrmals. Am Anfang mehr als jetzt und ganz viel, als ich LIVE vor 10.000 jungen Leuten sprechen

sollte. Ich wusste: du hast nur den Versuch; und es war so laut, dass ich gar nicht gehört habe, was ich sagte. Meine Zunge war so trocken, dass ich glaubte, ich kriege kein weiteres Wort mehr raus. Da hieß es für mich: „Nur durch!“

Und es ist gut gegangen?

Ja! Es war ein tolles Erlebnis!

Du machst das ja alles neben Deiner Arbeit als Erziehungsleiterin in einem eurer Kinderdörfer. Ist das denn vereinbar? Wie beeinflussen sich diese beiden „Lebensfelder“?

Manchmal ist es wirklich sehr viel und schwer zu vereinbaren. Das ist auch ein Grund, warum ich beim Wort zum Sonntag aufhöre. Mir gehen die Kinder immer vor, und das brachte mich oft in Stress, wenn es wieder hieß „Du bist mit dem Wort zum Sonntag dran!“ Neben dem Wort zum Sonntag mache ich ja noch viel mehr an Öffentlichkeitsarbeit, denn ich werde zu vielen Talkrunden, Podiumsdiskussionen, Vorträgen eingeladen und für Texte, Interviews und Bücher angefragt. Damit höre ich ja nicht auf, und das wird mein Leben weiter beeinflussen. Meist gehen aber beide „Lebensfelder“ Hand in Hand, inspirieren sich gegenseitig und profitieren voneinander.

Eure Kinder und Jugendlichen sind doch sicher stolz auf Dich?

Manche sind das. Wenn sie z. B. mit mir in Ordenstracht unterwegs sind und ich erkannt werde, finden die das toll. Manchmal erzählen sie stolz „meine Lehrerin kennt dich,



Bei Aufnahmen für das Wort zum Sonntag

Sr. Jordana“. Ansonsten bin ich halt „Sr. Jordana“, und da zähle ich als Mensch – egal was ich mache, ob ich im Fernsehen bin oder nicht. Das ist ja das Tolle an Kindern!!

Du verstehst Dich ja als Dominikanerin, als „Predigerschwester“…

Unbedingt! Obwohl ich lieber mit meiner Arbeit als mit Worten predige. Da bin ich eher so hineingerutscht.

Was ist Dein Grundanliegen beim Predigen?

Glaube ist eine sehr befreiende Sache, die deinem Leben Sinn und Halt gibt. Lebendigkeit, Leben in Fülle: das sind Leitlinien, die ich vermitteln möchte. Denn manchmal empfinde ich es in der Institution Kirche einengend und lebensfern. Das ist nicht mein Bild von Gott.

Eine zeitgemäße Sprache zu finden ist nicht leicht. Was ist Dir dabei wichtig?

Die Sprache muss ich nicht finden. Ich spreche einfach so wie immer – ob vor oder hinter der Kamera. Anders kann ich nicht.

Du wirkst einerseits sehr überzeugend, machst aber aus Deinen Glaubenszweifeln keinen Hehl. Wie hältst Du diese Spannung?

Ich habe in meinem Leben erfahren, dass es völlig normal ist, dass ich in dieser Spannung stehe. Das ist LEBEN. Und das ist gut so, und Gott stört es nicht im Geringsten, davon



Bei Beckmann im Talk

bin ich überzeugt; die Bibel ist voll mit solchen Geschichten des Zweifels und der Gewissheit. Das macht mich zum Menschen und macht das Leben spannend – im wahrsten Sinne des Wortes. Und diese Normalität ist echt und dann auch überzeugend.

Wie war die Reaktion der Zuschauer? Gab es Rückmeldungen? Waren Leute auch einmal nicht einverstanden?

Negative Rückmeldungen habe ich noch nicht erhalten … komisch eigentlich. Doch, einmal, als ich etwas zum Israelkonflikt angedeutet habe. Ich bekomme viele schöne Rückmeldungen für mein „Wort zum Alltag" wie es öfters genannt wurde, weil sich Menschen in ihrem normalen Leben angesprochen und ermutigt fühlten. Darüber freue ich mich dann immer sehr, denn das soll es auch sein. Ansonsten: Kritik bringt weiter.

Du hast Deine Medienpräsenz auch für Deine persönlichen Anliegen genutzt, zum Beispiel im Kampf für Kinderrechte …

Das ist wirklich praktisch. Leider ist es ja so, dass Kinder nicht gehört werden, sondern ein Sprachrohr brauchen – je bekannter der Mensch, desto besser. Deswegen bin ich froh, dass so viele prominente Persönlichkeiten (Bundeskanzlerin, Marc Bator, Janosch, Jörg Pilawa, Horst Lichter, Henri Maske, Herbert Grönemeyer usw.) sich unserem Projekt angeschlossen haben. In diesem Jahr hatten wir schon viele tolle Auftritte mit diesen Prominenten: und die Leute hören hin! Ich hoffe, dass Kinderrechte eben nicht mein persönliches Anliegen bleiben, sondern alle Menschen sich dafür einsetzen! Damit es Kindern besser geht in unserer Gesellschaft.

Was waren die schönsten Momente oder die gelungensten Sendungen?

Ich bin furchtbar gerne draußen, viel lieber als im Studio. Das hat oft sehr viel Spaß gemacht, selbst wenn wir bis zu 20-mal hintereinander aufnehmen mussten, weil immer etwas dazwischen kam … Leute laufen ins Bild, ein Flugzeug, die Sonne geht weg. An diese Drehs habe ich die schönsten Erinnerungen. Gerne habe ich auch in einer Talkrunde mit Kardinal Meisner diskutiert, der so andere Ansichten hat als ich. Weil ich deutlich machen konnte „Ich bin auch Kirche und ich denke anders".

Du hörst Ende des Jahres mit dem Wort zum Sonntag auf. Wirst Du die Fernsehkameras nicht vermissen?

Ja und Nein. Es bestimmt schon sehr dein Leben, denn jeder öffentliche Auftritt bringt viele andere mit sich. Und wer weiß, ob das ein Abschied auf Lebenszeit vom Fernsehen ist? Spaß macht es schon. Nur ist das Wort zum Sonntag nicht mehr das Format, in dem ich weitermachen möchte. Das war jetzt eine interessante Zeit und … wer weiß, was noch kommt.

Sr. Jordana Schmidt ist Dominikanerin von Bethanien. Sie lebt und arbeitet im Bethanien Kinderdorf Schwalmtal-Waldniel am Niederhein. Dort kümmert sie sich als Erziehungsleiterin um über 100 Kinder. Seit einigen Jahren ist sie vermehrt in den Medien tätig.

Das Gespräch führte P. Max. I. Cappabianca OP.

M. Magdalena Dörtelmann OP

„Der Welt verborgen – der Welt verpflichtet“

Treffen der Dominikanischen Nonnen der Klöster der „Region Europa“



Dominikanerinnen der Region Europa im Tagungssaal



Besuch im KZ Dachau

Zum Dominikanerorden gehören weltweit etwa 3200 kontemplative Schwestern in rund 230 Klöstern. Im Jahre 2006 haben die Nonnen in Prouilhe / Südfrankreich das 800-jährige Jubiläum gefeiert, denn um 1206 gründete der hl. Dominikus dort das erste Frauenkloster des Ordens.

Die Nonnen im Predigerorden

Die Nonnenklöster sind weltweit nach Regionen gegliedert. Die gemeinsame Kultur und Sprache innerhalb einer solchen Region ermöglichen und fördern den Kontakt und die Zusammenarbeit der Klöster untereinander.
Die Situation der Klöster in der „Region Europa“ unterscheidet sich in dieser Hinsicht erheblich, denn hier sind die kontemplativen Dominikanerinnen mit Sprachenvielfalt und großen kulturellen, sozialen und politischen Unterschieden konfrontiert.
Zur „Region Europa“ gehören die Klöster in Belgien, Deutschland, Griechenland, Irland, Litauen, den Niederlanden, Österreich, Polen, Portugal, der Schweiz und der Tschechischen Republik. Die Klöster in Spanien, Italien und Frankreich bilden je eine eigene, homogene Region. Seit Anfang der 90er Jahre bemühen sich die meist kleinen und vereinzelten Klöster der „Region Europa“ um Kontakt und Austausch untereinander. Osteuropäische Schwestern wurden zu den deutschsprachigen Treffen eingeladen und Schwestern aus Deutschland, Norwegen und Irland nahmen an Versammlungen in Osteuropa teil. Ein erstes gemeinsames Treffen der Klöster der „Region Europa“ fand 2005 in Prag statt. In der Erinnerung der Schwestern war es ein großes Fest.



Feierlicher Einzug zum Abschlussgottesdienst



P. Brian Pierce OP beim Vortrag

Zweites gemeinsames Treffen in Strahlfeld 2008

Vom 20.-29. September 2008 trafen sich 50 Nonnen aus acht Ländern im ‚Haus der Begegnung' der Missionsdominikanerinnen von Roding/Strahlfeld zum zweiten gemeinsamen Treffen.
Es stand unter dem Thema: „Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben! (Mt 5,14) – Die Nonnen im Predigerorden: Der Welt verborgen – der Welt verpflichtet." Außer den Priorinnen der Klöster waren auch andere interessierte Schwestern aus den Gemeinschaften eingeladen. So kamen junge Schwestern, besonders aus den östlichen Ländern, erstmals in persönlichen Kontakt mit Mitschwestern anderer Sprachen und Kulturen.
Die Tagungssprachen waren Polnisch, Englisch und Deutsch. Schwestern und Brüder des Ordens hatten ihren Dienst als Übersetzerin und Übersetzer angeboten.
Jede der drei Sprachengruppen bereitete Teile des Stundengebetes und der Eucharistiefeiern in der Muttersprache vor. Auf diese Weise erhielten alle Teilnehmerinnen einen lebendigen Eindruck von der liturgischen Kultur und den Frömmigkeitsform der anderen Gruppen.
P. Manuel Merten OP, der frühere Promotor der Nonnen im Orden, gelang es als Moderator der Tagung, die anfängliche Ängste – viele hatten sich nie zuvor gesehen – in ein großes Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wandeln.

Exerzitien mit P. Brian Pierce

Der Generalpromotor der Nonnen des Ordens, P. Brian J. Pierce OP, führte die versammelten Schwestern zunächst durch drei Exerzitien- und Besinnungstage. Er sprach über die Rolle und Aufgabe der Nonnen im Predigerorden: Auf das Wort hören, es feiern, es in die Tat umsetzen. Es waren Tage des gemeinsamen intensiven Betens und Betrachtens.

Besuch in Dachau und Regensburg

Nach den stillen Tagen fuhren die Schwestern nach Dachau und Regensburg. Dachau bedeutete für alle eine Konfrontation mit der dunklen jüngeren Vergangenheit unserer europäischen Geschichte. Nach einem Gang durch KZ-Gedenkstätte erläuterte Sr. Irmengard OCD vom Karmel, warum neben dem steinernen Mahnmal auch die Kapelle der Agonie Christi im Jahre 1960 errichtet wurde. Das Gespräch mit den Karmelitinnen des Karmel Heilig Blut auf dem Gelände des Lagers war eine Ermutigung, denn es bestätigte eindrucksvoll, dass kontemplatives Leben gerade heute eine zwar unsichtbare aber starke Kraft für Versöhnung und Dialog sein kann.

Nach der Feier der hl. Messe fuhren die Schwestern nach Regenburg. Die Dominikanerinnen des Kloster Heilig Kreuz (gegr. 1233) hatten in ihr Kloster zur gemeinsamen Vesper, zur Besichtigung und zum gemeinsamen Abendessen eingeladen.

Drei Arbeitstage

Die anschließenden drei Tage der Diskussion und des Austausches moderierte P. Manuel Merten OP. „Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben! (Mt 5,14) – Die Nonnen im Predigerorden: Der Welt verborgen – der Welt verpflichtet." Zu Beginn gaben je eine Schwester aus Polen, Deutschland und Irland einen Impuls: „Herausforderungen unseres verborgenen Lebens", „Anspruch der Welt an unsere Klöster" und „Die Kunst, beide Herausforderungen in kreativer Spannung zu halten".
In diesen Ausführungen spiegelte sich die unterschiedliche Praxis im Umgang mit den allen Klöstern gemeinsamen Konstitutionen der Nonnen des Dominikanerordens. Gleichzeitig erfuhren die Teilnehmerinnen in den Diskussionen und im Austausch in den Kleingruppen und im Plenum, dass alle mit sehr ähnlichen Problemen und Herausforderungen zu kämpfen haben.

Mehr zusammenwachsen

Am Schluss der Tagung kamen die Priorinnen zusammen, um über Möglichkeiten zukünftiger Zusammenarbeit zu sprechen: Wie soll es in der Region weitergehen? Für alle teilnehmenden Schwestern waren die Tage in Strahlfeld ein großer Gewinn



Dominikanerinnen beim Gesang

und Bereicherung, auch für die daheim gebliebenen Gemeinschaften. Die Frage war nicht: Sollen wir uns weiterhin treffen? Sondern: Wie oft und wie kann das organisiert werden. Eine Gruppe von Schwestern aus verschiedenen Klöstern wurde beauftragt, sowohl Vorschläge für ein nächstes europäisches Treffen zu machen, als auch mögliche konkrete Schritte einer engeren Zusammenarbeit der Klöster (z. B.: Erfahrungsaustausch, Ausbildung, Weiterbildung, gegenseitige Hilfe, Austausch von Schwestern auf Zeit, usw.) zu erarbeiten.

Festlicher Abschluss

Das Treffen wurde abgeschlossen mit einer festlichen Eucharistiefeier in der Kapelle der Strahlfelder Schwestern am späteren Sonntagnachmittag. Mit Gesang und Tanz, Schauspiel, Musik und Unterhaltung in kultureller und sprachlicher Vielfalt verabschiedeten sich die Schwestern am Abend voneinander.

Die Tagung, von den Nonnen selbst initiiert und organisiert, konnte Dank der Unterstützung von Schwestern und Brüdern des Ordens durchgeführt werden und wurde ausschließlich durch für diesen Zweck gesammelte Spenden von großzügigen Wohltätern und „Renovabis" finanziert, wie auch von einigen Provinzen, in deren Regionen sich Nonnenklöster befinden. Das Treffen war sicherlich der Höhepunkt in dem bisherigen Prozess der Annäherung der kontemplativen Dominikanerinnen-Klöster der Region Europa.



Sr. M. Magdalena Dörtelmann ist Suppriorin im Dominikanerinnenkloster „Zum gekreuzigten Erlöser" in Rieste-Lage.

Uwe Augustinus Vielhaber OP

Aus dem Depot gerettet

Mainzer Museumsleute entdecken Dominikanerpapst

Der Fund Ende 2008

In der Mail vom Oktober 2008 schreibt der zuständige Kustos des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums zu Mainz an den Autor dieses Artikels: „Langsam lehrt sich unser rheinhessisches Steinmagazin, und wir können allmählich in die hintersten Winkel, zu den Spinnen und ihren Netzen, den toten Bienen, Mäusen und allerlei anderer Fauna und Flora vordringen. Hier, neben einem ausrangierten Klo und unter Gartenzaundraht und allerlei Steinfragmenten liegt doch tatsächlich IHR PIUS.“ Der Forscher fährt fort: „Doch freuen Sie sich nicht zu früh. Der Abflug [gemeint ist der Absturz der Plastik vom 1. Stock bei den Bombenangriffen auf die Stadt Mainz im Jahr 1942] ist ihm gar nicht gut bekommen, sondern hat ihn vielmehr in diverse (…) Einzelteile zerlegt. Es gibt einen Körper, der sich aufgrund seiner zahlreichen Bestoßungen nur mit Mühe als der seine identifizieren ließ. Ein paar Meter weiter lagen seine Füße, ob sie direkt an den Körper passen, ließ sich bislang aus Lage- und Gewichtsgründen noch nicht klären. In einer Ecke liegt ein Baldachin, könnte der seine sein. Kopf gibt's keinen (…). Alles in allem also mittelgute Nachrichten, den Mainzer Barock hat's eben noch mehr zerzaust als das Mittelalter …“.

Die Skulptur am alten Standort

Bei den wiederaufgefundenen Fragmenten handelt es sich tatsächlich um die Reste der überlebensgroßen Pius V.-Skulptur aus Rotsandstein, die nach der Heiligsprechung des Dominikanerpapstes im Jahr 1712 für die Mainzer Predigerbrüder als Auftragsarbeit angefertigt worden war. Sie wurde – entsprechend dem Chronostichon – am eigenen neu erbauten Haus 1716 angebracht gegenüber dem Dominikanerkloster in der Betzelstraße 2, Ecke Fuststraße unweit des Hohen Doms zu Mainz. Die Formensprache der Skulptur und die Ausformung der Konsole und des Baldachins lassen keinerlei Zweifel daran, dass diese einheitlich derselben Zeitstufe angehören. Der originäre Aufstellungsort war ein ursprünglich barockes Haus, das, so ist der Stadtaufnahme Mainz von 1747 zu entnehmen, den Dominikanern gehörte. Im 19. Jahrhundert scheint den Fotos nach zu urteilen das Gebäude stark verändert worden zu sein, und am 12./13. August 1942 ging es im Bombenhagel unter mitsamt der Skulptur Pius' V. Die jetzt wiederaufgefundenen Torsoteile der Plastik gelangten nach dem Zweiten Weltkrieg in das Dom- und Diözesanmuseum, die Konsole und der Baldachin ins Landesmuseum Mainz.

Zur Künstlerfrage

Stilistisch, so die Forschung, ist die Skulptur Pius' V. ein Produkt der Werkstatt des Mainzer Hofbildhauers Franz Mathias Hiernle (1677, Landshut – 1732, Mainz), der um 1704/05 nach Mainz berufen wurde, um im Auftrag des Kurfürsten und Erzbischofs Lothar Franz von Schönborn Bildhauerarbeiten am Schloss Favorite durchzuführen. Standmotiv des Papstes Pius V. und Detailvergleiche lassen diesen Schluss zu. Die hölzerne Art, wie der Papst das rechte Spielbein voran setzt, und die gesamte statische Haltung der Figur entsprechen weitgehend den übrigen bekannten Standfiguren Hiernles aus dem Mainzer Stadtgebiet. Der jeweils vorgesetzte Fuß ist von einem am Saum umgeschlagenen Stück Gewand – in diesem Fall der Albe – bedeckt. Auch das Überragen des Fußes über den Figurensockel ist typisch. Korrespondierend zum Spielbein ist der Kopf immer zur selben Seite gedreht. Das päpstliche Ornat und die Haltung lassen für die Faltengestaltung relativ wenig Spielraum, allerdings zeigen die verstreut quer gesetzten Spannfalten am Chorrock über der Pelztunika sowie die gefältelte Partie unterhalb des rechten Spielbeinknies deutliche Vergleiche mit anderen Hiernlefiguren, beispielsweise den Skulpturen aus der ehemaligen Kartause in Mainz (heute Seligenstadt), die gegen 1715/20 entstanden sind.

Gute Qualität

Aufs Ganze gesehen ist die Skulptur Pius V. gerade im Gewandbereich von guter bildhauerischer Qualität, wobei sie allerdings einen weniger



Skulptur von Papst Pius V. am Haus Betzelstraße 2, Aufnahme vor 1942



Körpertorso Skulptur Pius V., Aufnahme 2009



Zeichnung des Hauses Betzelstraße 2, Ecke Fuststraße, um 1887

großen Anteil an eigenhändiger Arbeit des Werkstattmeisters zu haben scheint wie die Skulpturen des genannten ehemaligen Kartausenaltars in Seligenstadt. Das überrascht jedoch wenig, wenn man berücksichtigt, dass die Hiernle-Werkstatt ein für barocke Großwerkstätten auffälliges Phänomen zeigt: Stilistisch sind die Skulpturenkomplexe dieser Werkstatt zu großen Teilen inkohärent. Die Quellen zu nachweisbaren Skulpturen des Meisters sind dünn, und viele für Hiernle gesicherte Skulpturen gelten als verloren. Zudem erweist es sich als schwierig, zwischen dem Werk des Meisters Hiernle und dem Anteil seinen Mitarbeitern zu unterscheiden. Von Franz Matthias Hiernle sind Großskulpturen und Reliefs in Holz, Sandstein und Marmor bekannt. Er belieferte mit seiner Werkstatt die Stadt Mainz und deren Umfeld einschließlich Rheinhessen, Rheingau und Taunus.

Würdigung

Die Wiederauffindung der Reste der barocken Skulptur Pius' V. ist nicht allein aus kunstwissenschaftlichen Gründen von Interesse, zumal aus dem 1793 durch den Brand bei der Belagerung der Stadt Mainz stark zerstörten Dominikanerkloster fast nichts mehr erhalten geblieben ist. Aus dem Archiv ist allein das Totenbuch der Predigerbrüder überkommen, das Hinweise auf die alte Ausstattung der Kirche enthält und über viele Familien Aufschlüsse gibt, die hier ihre Grabstätten hatten. Des Weiteren gibt es ein kostbares romanisches Kruzifix aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, das der Mainzer Altertumsverein 1844 erwarb und sich heute im Bestand des Landesmuseums befindet. Von daher knüpfen die jetzt wiederaufgefundenen Torsoteile der Steinskulptur des Heiligen Papstes Pius V. ein Stück weit an die 533 Jahre währende Präsenz des Dominikanerordens in der alten Bischofsstadt Mainz von 1256 bis 1789 an. Es wäre wünschenswert, dass die überkommenen Fragmente des Dominikanerpapstes zukünftig in dem seit 2002 wiedererrichteten Dominikanerkonvent St. Bonifaz einen angemessen Aufstellungsort finden könnten. Papst Pius V. war ein großer Reformer. Seinen Ordensmitbruder Thomas von Aquin (gest. 1274) ernannte er 1567 zum Kirchenlehrer und nannte ihn „doctor angelicus". Er reformierte die Römische Kurie, veröffentlichte 1566 den Römischen Katechismus und sorgte sich um die Einheit und Erneuerung der Liturgie z. B. durch die Herausgabe des Römischen Breviers im Jahr 1568 und des Römischen Messbuchs im Jahr 1570, von Büchern, die rund 400 Jahre in Gebrauch bleiben sollten.

Johannes Matthias Schäffler OP

Mensch – wo bist Du?

Das Studentat beim 32. Evangelischen Kirchentag in Bremen



Blick auf den „Garten Eden", wo gerade ein Chor gastiert

Eine besondere Art eines pastoralen Projekts erlebten wir Studenten aus der Provinz Teutonia als Mitwirkende beim 32. Evangelischen Kirchentag, der vom 21. bis 24. Mai 2009 in Bremen zu Gast war. Wir zählten zu den ca. 8000 Katholiken, die als Dauerteilnehmer in die Hansestadt gekommen waren.

Pastoral im Einkaufsparadies

Auf der Suche nach einem geeigneten Projekt im Vorfeld des Kirchentags wurden wir eingeladen, sozusagen „Seelsorge im Garten Eden" zu betreiben. Die Initiatoren von der Evangelischen Landeskirche hatten die Idee, abseits der regulären Angebote den Kirchentag ins Blickfeld von Menschen zu bringen, die ihn sonst gar nicht oder nur aus der Berichterstattung wahrgenommen hätten. So war auch die Lage unseres Einsatzes weitab vom eigentlichen Kirchentagsgeschehen, nämlich im Einkaufsparadies „Weserpark" an der Peripherie von Bremen. Mitten zwischen Ladenlokalen und Imbiss-Ständen war ein „Garten Eden" im (Einkaufs-) Paradies eingerichtet worden – mit Pflanzen, Bäumen, einem Brunnen, vielen Sitzgelegenheiten und vier Impulsecken. Dieses ungewohnte Arrangement in Kombination mit einem stündlichen geistlichen Impuls und Livemusik lud die Passanten ein, im Vorbeigehen auf uns aufmerksam zu werden, stehen zu bleiben, einen Moment auszuruhen und dabei mit uns in Kontakt zu kommen. Die Spanne reichte von einem freundlichen Blick, einem Lächeln bis zu längeren, teils tiefen geistlichen Gesprächen über alle Konfessions- und Religionsgrenzen hinweg. Auch viele irritierte, belustigte Blicke fehlten nicht; sehr kritische Geister fanden zu uns, um die gängigen antikirchlichen Themen einzubringen.

Für all diese Belange standen wir in einem bunt gemischten ökumenischen Team zur Verfügung – bereit,

angesprochen zu werden und Passanten mit Äpfeln und kleinen Informationsblättern auf uns aufmerksam zu machen. Als Dominikaner waren wir in unserem Habit für die meisten Besucher zusätzlich ein ungewohnter Anblick, der Interesse weckte und die Blicke auf uns zog. So kam es häufig vor, dass die Frage nach dem „komischen Mantel“ oder – bei den besser Informierten – die Frage, was denn katholische Ordensleute beim Evangelischen Kirchentag wollten, zum Einstieg für manches gute und interessante Gespräch wurde. Vielleicht blieb bei dem einen oder der anderen etwas hängen – ein kurzer positiver Eindruck vom Kirchentag, von Kirche, von Religion, von Gott – dann hätten wir mit dem „Garten Eden“ mitten im Einkaufsparadies etwas erreicht.



Fr. Peter Henrich OP bastelt mit Passanten das Faltspiel „Himmel und Hölle“



Das Studentat zum Fototermin vor dem Portal von St. Ursula

Dominikaner in Bremen

Doch die Dominikaner sind in einigen Bereichen Bremens gar nicht so exotisch und unbekannt – haben sie doch eine Geschichte in der Hansestadt. So war es eine besondere Freude, dass uns Pfarrer Frank Rosemann aus der Pfarrei St. Ursula in Bremen-Schwachhausen großzügig und mit unübertroffener Gastfreundschaft Quartier in seinem Pfarrhaus bot. Ebendieses war für 20 Jahre, von 1968 bis 1988, das Domizil und die Wirkungsstätte von einer kleinen, aber aktiven Gemeinschaft von Dominikanern aus unserer Provinz. Am Rand der Gottesdienste in der Gemeinde kam es immer wieder zu Begegnungen mit Gemeindemitgliedern, die sich noch lebendig an die Präsenz der Dominikaner erinnern. Besonders P. Willigis Kretschmer, der heute dem Vechtaer Konvent angehört, scheint Eindruck bei den Bremern hinterlassen zu haben. Nach ihm wurde im Umfeld von St. Ursula oft gefragt.

So blicken wir Studenten auf schöne, anregende und eindrucksvolle Tage in Bremen zurück und nehmen bereits jetzt den Ökumenischen Kirchentag in Blick, der 2010 in München stattfinden wird.



Fr. Johannes Matthias Schäffler studiert Theologie an der katholischen Fakultät der Gutenberg-Universität zu Mainz und lebt im Mainzer Konvent.

Predigt

Lambert Schmitz OP (†)

Kostbar ist in den Augen des Herrn das Sterben seiner Frommen

Predigt über 1 Thessalonicher 5,4-6

„Brüder, lebt nicht im Finstern, so dass euch der Tag nicht wie ein Dieb überraschen kann. Ihr alle seid Söhne des Lichtes und Söhne des Tages. Wir gehören nicht der Nacht und nicht der Finsternis. Darum wollen wir nicht schlafen wie die andern, sondern wach und nüchtern sein.“

1 Thess 5,4-6

Im Buch der Psalmen steht ein Wort, das uns ein Schlüsselwort zum Verständnis der heutigen Lesung sein kann. „Kostbar ist in den Augen des Herrn das Sterben seiner Frommen“ (Ps 115,5). Dieses biblische Wort klingt wahrscheinlich nicht nur in meinen Ohren ungewöhnlich, denn mit ihm wird doch gesagt:
Ein Frommer stirbt in die Hände Gottes hinein. Gott ist ihm in seiner letzten Not in ganz besonderer Weise nahe. Liebevoll kümmert er sich um ihn, ihn behütend und beschützend. Er spricht ihm innerlich Mut zu und stärkt seine Hoffnung. Wie eine Mutter ihr sterbendes Kind in ihre Mütterlichkeit hüllt, so schließt der Herr seinen Sterbenden in seine liebenden Arme.
Hier stellt sich die Frage: Wer ist denn ein Frommer? Die Antwort gibt uns die Lesung (1 Thess 5,1–6), die wir vorhin gehört haben. Der Fromme lebt nicht im Finstern. Daher gehört er nicht der Nacht und nicht der Finsternis. Als Mensch des Lichtes und des Tages ruht er in Gott und hört auf ihn, wach und nüchtern geht er seinen Weg mit ihm. Daher gehört er nicht zu den Unfrommen. Diese gleichen den Schlafenden, den Träumenden oder Trunkenen. Der Fromme ist ein Mensch des Lichtes, ein Mensch des Tages, das heißt, er ist einer, der in Gottes Wirklichkeit lebt. Er weiß, dass der Tod der Übergang aus einer Welt in eine ganz andere ist, die Verwandlung in ein bisher völlig ungeahntes Leben.

Todesvergessenheit

„Kostbar ist in den Augen des Herrn das Sterben seiner Frommen.“ Ich wiederhole dieses Wort, weil das Sterben eines Menschen heute bei weitem nicht mehr als eine „Kostbarkeit“ empfunden wird. Oft genug ist es nichts anderes als eine lästige Angelegenheit, von der wir möglichst wenig mitbekommen möchten. Weil wir in der Regel unsere Augen von der Gegebenheit des Todes abwenden, spricht man von der „Todesvergessenheit“ in heutiger Zeit.
Hinzu kommt das sonderbare Phänomen, dass wir meinen, der Tod sei ohnehin immer nur das Schicksal der anderen. Was ich hier meine, hat Sigmund Freud so ausgedrückt: „Jeder Mensch hält jeden für sterblich – außer sich selbst.“ Zwar wissen wir in irgendeiner Weise um den Tod, aber unseren eigenen Tod halten wir eigentlich nicht für wahr. Erst wenn wir schweigend und sprachlos vor der sterblichen Hülle eines geliebten Menschen stehen, überkommt uns unausweichlich der Gedanke an den eigenen Tod.
Wie aber denken wir in solchen oder ähnlichen Situationen über den Tod? Zuweilen frage ich mich, ob uns

dabei nicht die Mentalität der alten Griechen überfällt. Für sie waren die Toten die Gewesenen, die mehr und mehr in das Reich des Vergessens versinken. Zwar bleiben sie noch eine gewisse Zeit in unserer Erinnerung. Doch auch diese wird alsbald verblassen. Und so wird der Verstorbene früher oder später auch in unserem Gedächtnis nicht mehr sein.

Der Tod hat nicht das letzte Wort

Wie sehr unterscheidet sich von dieser Auffassung die Überzeugung eines frommen Menschen, wenn er bekennt: „Kostbar ist in den Augen des Herrn das Sterben seiner Frommen." Diese Überzeugung bringt zum Ausdruck: Das letzte Wort hat nicht der Tod, es liegt einzig und allein beim Herrn. Denn wie der Herr seinen Frommen auf all seinen Wegen begleitet, so wird er ihn mit seinem Schutz und seinem Segen auch auf seinem letzten Weg nicht verlassen. Das ist unser einziger Trost. Einen anderen Trost brauchen wir eigentlich nicht. Selbst wenn der Tod über unser Leben zu siegen scheint, behütet uns der Herr.

Dieses gläubige Bewusstsein bedeutet eine völlige Veränderung unserer Todesauffassung. Denn wenn wir sterben, versinken wir nicht – wie die alten Griechen meinten – in die Gewesenheit, in die Vergangenheit, in die totale Vergänglichkeit. Wir gehen vielmehr ein in das Reich des uns liebenden Gottes. Eben deshalb sind unsere Toten die wahrhaft Lebenden. Sie sind nicht bloße Schatten, die als solche nur in unserem Gedächtnis weiterleben. In die göttliche Vollendung eingegangen, sind sie vielmehr



Ein Mensch des Lichtes und des Tages

die eigentlich Mächtigen geworden, die uns nicht vergessen.

Das Gebet zu den Verstorbenen

Daher entspricht es unserem Glauben, wenn wir uns an unsere Verstorbenen wenden und zu ihnen beten. Damit bekennen wir nicht nur, dass die Toten die eigentlich Lebenden und wahrhaft Mächtigen sind. Wir geben zugleich unserer Hoffnung Ausdruck, dass unsere Toten uns zwar endgültig genommen wurden, dass sie uns aber zugleich in neuer Weise geschenkt sind, dass sie uns sogar noch näher sind, als sie es während ihres irdischen Lebens sein konnten, so dass wir auf ihre Fürbitte bei Gott hoffen dürfen. Daher sind wir es, die auf sie angewiesen sind und die es nötig haben, ihrer zu gedenken.
Das gilt auch unter einem ganz anderen Gesichtspunkt. Mir scheint nämlich, dass es nicht zuletzt die Verbundenheit mit unseren Toten ist, die die Tiefe unserer zwischenmenschlichen Beziehungen offen legt. Sagen wir es anders: Unsere Treue zu den Toten ist die Garantie für unsere Treue untereinander. Hier sehen wir: Das Gedenken unserer Toten ist auch deshalb wichtig, damit unsere zwischenmenschlichen Beziehungen gut bleiben.
Zum Schluss nur noch dieses: Wer an das ewige Leben der Entschlafenen glaubt und sich mit ihnen verbündet, der weiß sich selbst vom Herrn behütet. Er weiß, dass der Herr seinen Fuß nicht wanken lässt, auch dann nicht, wenn ihm der Boden des irdischen Lebens entgleitet.



P. Dr. Lambert Schmitz verstarb im Februar 2009. Er war u. a. Novizenmeister in Warburg, Provinzial der Teutonia und Prior unserer Konvente in Köln und Hamburg.

Manfred Entrich OP

Paulus – Person und Mission

Ein Fachgespräch des Institutes für Pastoralhomiletik



Die der Verkündigung gegenüber fremde Welt von damals findet heute bemerkenswerte Entsprechungen

Es ist ein fester Termin im Kalender jeden Jahres zu Beginn der Fastenzeit für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Institutes für Pastoralhomiletik (IPH), der die Arbeit des Institutes im jeweiligen Jahr eröffnet. Zu dem Fachgespräch des „Arbeitskreises für Theologie und Verkündigung“ sind Dominikanerinnen und Dominikaner eingeladen, die in der wissenschaftlichen Arbeit sowie in speziellen Segmenten der Pastoral

und religionspädagogischen Bildungsarbeit engagiert sind.

Das Paulusjahr

In diesem Jahr standen die Person und die Mission des Hl. Paulus im Mittelpunkt der Überlegungen. Im weltkirchlich begangenen Gedenkjahr war es uns möglich, den Bischof Emeritus von Würzburg, Professor Paul-Werner Scheele, zu gewinnen. Er stellte seine Überlegungen unter den Titel: Paulus – Apostel der Ökumene.

Schwester Prof. Dr. Margareta Gruber OSF (Vallendar) stellte Christus den Gekreuzigten als theologischen „Kern" der Theologie des Hl. Paulus in die Mitte ihrer Überlegungen: Christus den Gekreuzigten vor Augen malen – das gekreuzigte Bild Gottes und des Menschen bei Paulus war ihr Thema.

Eine Meditation zum Christus–Bild von Manopello bereicherte auf besondere Weise die Tagung. Die Überlegungen beider Referenten und die Diskussionen führten, durch die theologischen „Tiefenbohrungen" inspiriert, in unsere doch bedrängend unübersichtlich gewordene Welt. Den Glauben verkünden und das Evangelium hörbar zu machen, ist eine Herausforderung besonderer Art. Es zeigte sich in den Anregungen der Referenten, dass auch noch in einem Zeitabstand von fast 2000 Jahren vergleichbare Herausforderungen gestellt sind und bewältigt werden wollen. Die der Verkündigung gegenüber fremde Welt von damals findet im Vergleich heute bemerkenswerte Entsprechungen.

Kraftvolle Verkündigung

Die Mission des Paulus kann eine starke Motivation sein, das Evangelium um der Freiheit und Würde der Menschen willen weiterzusagen. „Die Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens ist in Verbindung mit dem privaten und öffentlichen Gebet für die Einheit der Christen als Seele der ganzen ökumenischen Bewegung anzusehen; …" (II. Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret Nr. 8). Mit diesem Kernzitat führte Bischof Scheele in die Mitte seiner Überlegungen, die sich nicht auf die engere ökumenische Problematik beschränkten, weil das Gesagte nicht nur im ökumenischen Handeln, sondern grundsätzlich in allen pastoralen Anstrengungen gilt. Die „Seele" darf nicht schwach werden und die Verkündigung des Evangeliums nicht Schaden nehmen, damit die Kirche nicht „müde" wird.

Schwester Prof. Gruber legte in ihrer Bibelauslegung die theologischen und spirituellen Quellen frei, die Paulus zu seiner kraftvollen Mission inspirierten. Dabei wurde deutlich, wie eng aufeinander bezogen Theologie, Spiritualität und Verkündigung sind. Dies gilt über die Quellentexte des hl. Paulus hinaus bis in unsere Tage.

Das Öl des Evangeliums

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden anhand der Impulse dazu angeregt, die eigene Praxis der Verkündigung und die eigenen Quellen ihrer Pastoral und Spiritualität freizulegen. Auf diese Weise fand die Tagung ihren erhofften Impuls in dem Wort von Bischof Scheele, der in einem Zitat von H. Schell seine und wohl auch die Gedanken und Einlassungen aller Teilnehmenden bündelte: „ Man muss für Öl in den Lampen sorgen, damit das unaufhaltsam näher kommende Eintreten der großen Kulturvölker und Kulturreligionen des Ostens in das seitherige christliche Kulturgebiet ohne verhängnisvolle Verluste vor sich gehe." (H. Schell, Die göttliche Wahrheit des Christentums, Bd.1: Gott und Geist, Paderborn 1895, XXII.)

Dem folgend führte der Referent seine Gedanken aktuell in unsere Zeit, in der wir den Herrn erwarten dürfen. Diese biblische Ansage überspannt alles pastorale Handeln. Andernfalls fehlte der geistliche Atem und wir blieben in uns verfangen – keine gute Aussichten für die Menschen, denen wir predigen dürfen.

Das war es, was – mir sei der persönliche Gedanke gestattet – für mich als Wegzehrung am Ende dieses Fachgespräches bereit stand: Die Freude über das „Öl des Evangeliums", das ich gefunden hatte und die dringliche Mahnung, immer Öl bereitzuhalten, für mich und für die, die gleichsam überraschend danach fragen, wenn der Christus kommt – in unsere Welt – nicht nur am Ende der Tage.



Fr. Dr. Manfred Entrich ist Leiter des Bereichs Pastoral im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz und Geschäftsführer des Institut für Pastoralhomiletik. Er ist Mitglied des Leipziger Konvents.

Gottfried Michelbrand OP

Ehrenamt: Herzstück eines christlichen Krankenhauses

Dienst am Patienten im Malteserkrankenhaus

Wer die starken Veränderungen im Krankenhauswesen verfolgt oder in den letzten Jahren selbst Patient war, wird feststellen, dass die Personaldecke erheblich dünner geworden ist, dass die Liegezeiten wesentlich verkürzt und viele Gespräche, die zwischen Tür und Angel stattfanden, wegfallen. Wartezeiten in Ambulanzen sind länger geworden und so könnte man die Reihe der Veränderungen weiterhin beklagen.

Malteser … weil Nähe zählt

Doch will ein christliches Krankenhaus konkurrenzfähig bleiben, bedarf es einer gut aufgestellten medizinischen Versorgung. Aber wo bleibt das christliche Mehr? Wir arbeiten in einem Malteserkrankenhaus, dass im Logo stehen hat: Malteser … weil Nähe zählt. Wie passt dieser anspruchsvolle Standard zu den eben aufgezählten Defiziten?
Als Fr. Victor Gisbertz und ich im Herbst 1976 in Bonn im Malteserkrankenhaus unsere Tätigkeit aufnahmen, schickte uns der ärztliche Direktor eine Weihnachtskarte, auf der die Vorderfront des Krankenhauses in abendlicher Stimmung abgebildet war, allerdings mit dem Kommentar: Hinter jedem beleuchteten Fenster – ein großes Schicksal.

Hilfe durch einen Kreis von Ehrenamtlichen

Dieser Hinweis machte Druck, möglichst viele Patienten zu erreichen, gute Begleitung zu ermöglichen. Doch dies schien uns mit eineinhalb Stellen in einem vollbelegten 450 Betten Haus schier unmöglich. Deshalb machten wir uns auf, Leute zu finden, die uns behilflich sind in der Arbeit mit Patienten.

Wir sprachen Frauen und Männer an, die zum Beispiel während Trauerbegleitungen gesagt hatten, dass sie uns gerne irgendwann einmal unterstützen wollten, um das zurückzugeben, was sie geschenkt bekommen hatten. So bildete sich langsam aber stetig ein Kreis von Ehrenamtlichen.

Zu der Zeit gab es den Kreis der „Grünen Damen". Doch dies wollten unsere Frauen nicht: „Grüne Dame" sein, sondern sie legten Wert darauf, entweder Dienste im Besuchs-, Begleit-, Bücherdienst, oder, oder, oder… zu leisten. Im Laufe der vielen Jahre entwickelten sich vielfältige unterschiedliche Dienste, in denen sich 80 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Akutkrankenhaus engagieren können.

Vielfältige Dienste

Besuchsdienst: Patientenbetreuung und Gespräche
Patientenbegleitdienst: Patienten in Rollstühlen und Betten von den Stationen zu den Untersuchungen begleiten
Bücherdienst: Die Stationen werden von dem rollenden Bücherwagen besucht – Bücher werden entliehen und zurückgenommen
Geriatriedienst: Organisation einer Kaffeetafel am Samstagnachmittag
Radio-City: Krankenhausinternes Radioprogramm
Frauen nach Krebs: Ambulante Selbsthilfegruppe
Kaffeebar: Tägliches Kaffee- und Getränkeangebot für wartende Patienten in der Handchirurgie
Sakristeidienst: Vorbereitungen zu Hl. Messen, Blumenschmuck in der Kapelle
Kommuniondienst: Begleitung der Patienten zur Sonntagsmesse und Austeilung der Hl. Kommunion in den Zimmern
Sitzwachen: Hilfestellung für Patienten bei Unruhezuständen zur Entlastung der Pflegenden
OP-Anästhesiedienst: Betreuung der Patienten vor der Operation durch Ehrenamtliche im Aufwachraum.

Zusätzlich stehen 50 Ehrenamtliche im Palliativbereich zur Verfügung für Hausbesuche und Begleitung schwerkranker Tumor-Patienten zu Hause und zur Entlastung der Angehörigen.

Ehrenamt als Teil der pastoral-sozialen Arbeit

Unsere Idee war und ist, dass wir die Arbeit der ehrenamtlichen Mitarbeiter als einen Teil von pastoral-sozialer Arbeit verstehen, indem wir die Erfahrung von Krankheit, Leid und Sterben, die sich im Krankenhaus häufen, auch wieder zurückgeben in die Erfahrungswelt unserer ehrenamtlicher Mitarbeiter, ihrer Familien und Gemeinden.
Ein Ziel verbunden mit dem Engagement ist, dass die ehrenamtlichen Mitarbeiter unvermeidbare existenzielle Krisen durch ihre Erfahrung im Krankenhaus besser meistern können und zu einem solidarischen Ausgleich zwischen Gesunden und Kranken, Belasteten und Engagierten, beitragen.
Als Struktur wählten wir eine Verankerung im Haus durch den leitenden Krankenhausseelsorger, der die Leitung der Gruppe innehat und als Mitglied des Direktoriums unmittelbares Verbindungsglied ist. Dies geschieht in enger Zusammenarbeit mit Koordinatorinnen.

Eigeninitiative und Schulung sind notwendig

Unsere Erfahrungen sind, dass die meisten Patienten ruhiger werden, wenn jemand an ihrer Seite ist. Ärzte und Schwestern geben positive Resonanz und für die ehrenamtlichen



Vorlesen am Krankenbett

Mitarbeiter selber ist es immer wieder bemerkenswert, dass sie sich durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit als Beschenkte fühlen und das auch nach langen Jahren zu benennen wissen.
Diese Differenzierung der Dienste – aus der Not geboren – war der eigentliche Durchbruch bei unserer ehrenamtlichen Arbeit, denn nicht jede – wenig Männer haben wir im Ehrenamt – fühlte sich für den Besuchsdienst geeignet. Vielmehr lag es im Belieben der Einzelnen, ihre Fähigkeit selbst zu testen. Unterstützt wurde dies durch Schulungen, die immer neu angeboten wurden. So entwickelte sich im Laufe der Jahre eine große Gruppe von 80 Ehrenamtlichen in allen möglichen Bereichen. Wichtig war für uns, keine Planstelle mit Ehrenamtlichen zu besetzen, sondern einen Dienst zu garantieren, der dem Patienten ein sogenanntes „Zubrot" ist und nicht für das Krankenhaus im Budget eine Stelle weniger bedeutet.

Zuwendung zu den Patienten aufrecht erhalten

Doch z. Zt. findet durch die enormen Veränderungen in der Krankenhauslandschaft ein Qualitätsverlust statt, weil auf immer weniger Schultern immer mehr verteilt wird. Hier mit ehrenamtlichen Kräften einen Ausgleich zu schaffen, oder schaffen zu wollen, erfordert einen großen Balanceakt, denn die Zuwendung für den Patienten soll Mittelpunkt aller ehrenamtlichen Arbeit bleiben.
In Bonn haben wir viel Glück, Ehrenamtliche zu gewinnen, da die Frauen vieler Beamter nicht berufstätig sein mussten oder waren, und sie somit ihren Faktor ‚Zeit' zum Wohle der Kranken investiert konnten. Das Lebensalter der ehrenamtlich Tätigen liegt zwischen 35 und 91 Jahren. Eine Pensionierungsgrenze kennen wir nicht, denken aber immer wieder darüber nach.
Alles menschliche Tun funktioniert nur durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen. So machen wir jährlich eine Fahrt von 5 Tagen, so 2006 nach Rom, nach Prag 2007 oder Wien 2009, und einen Tagesausflug mit einem festlichen Abendessen, um allen eine Chance zu geben, dabei sein zu können. Nicht zuletzt veranstaltet die Leiterin mit vielen Ehrenamtlichen einen Bazar für die eigenen Belange des Ehrenamtes.

Innerer Gewinn aus ehrenamtlicher Tätigkeit

Neben aller äußeren und wichtigen „Pflege" befragte ich die dienstälteste Besuchsdienstdame nach ihrem inneren Gewinn. Sie erzählt:

Durch den Motorrad-Unfall meines 18-jährigen Sohnes erhielt ich viel Begleitung. Dies animierte mich, dem Besuchsdienst des Krankenhauses beizutreten. Rückblickend auf 27 Jahre regelmäßiger Besuche, vor denen ich anfangs mächtig Angst hatte, fühle ich mich heute reich beschenkt; allein die Tatsache, mit Leid besser umgehen zu können, zumal mein Mann seit Jahren an Alzheimer erkrankt ist. Doch im Altenpflegeheim spreche ich viel mit den Pflegenden und sie sagen zu mir: „Sie können so gut zuhören! Wollen Sie nicht wieder bei uns anfangen?"
Die Patienten bewundern mich oft, dass ich eine solche Arbeit verrichte mit der Rückmeldung, dass ihnen die Gespräche gut getan haben und ich bewunderte die Menschen, wie sie mit ihrer Krankheit lernten umzugehen. Ich habe mich seit dieser Zeit innerlich verändert; so viel Leid gesehen zu haben, lässt mich zufriedener sein. Als aktive Christin ist ein Satz von Hilde Domin für mich sehr wichtig geworden: „Nicht müde werden, sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten".



P. Gottfried Michelbrand ist seit 1976 als Seelsorger im Malteserkrankenhaus in Bonn tätig.

Die für uns lebten



Fr. Dr. Lambert Schmitz OP
4.5.1929 - 17.2.2009

Fr. Lambert wurde am 4. Mai 1929 in Bergisch Gladbach geboren. Als 15-jähriger wurde er von der Straße zum Schanzen nach Arnheim weggeholt. Nur wenige der Klassenkameraden überlebten die militärischen Einsätze. Mit dem Dominikanerorden wurde er durch den hochgebildeten Fr. Raimund van Sante bekannt. Nach dem Krieg trat er 1949 in den Dominikanerorden ein und wurde 1955 in Köln zum Priester geweiht. Sein Promotionsstudium absolvierte er am Angelicum, der Dominikanerhochschule in Rom. Nur kurz konnte er sich der geliebten Aufgabe als Dozent in Walberberg widmen, dann wurde er 1960 zum Novizenmeister in Warburg bestellt, wo er die jungen Brüder für die Intellektualität des Ordens begeisterte. 1970 wurde er zum Provinzial der Ordensprovinz Teutonia gewählt, er führte dieses Amt in schwerer Zeit, als vieles auf den Kopf gestellt wurde und manche Brüder den Orden verließen. Unmittelbar danach wurde er 1979 zum Prior unseres Konventes Hl. Kreuz in Köln gewählt. Seit dieser Zeit hat er sich intensiv dem Studium der Deutschen Dominikanermystik gewidmet und war ein bedeutender Kenner von Meister Eckhart. 1991 übernahm er das Priorat im Hamburger Konvent. In Hamburg und Schleswig-Holstein konnte er eine vielgestaltige Tätigkeit entwickeln, die ihn glücklich machte. Er lebte aus der täglichen Eucharistiefeier. Seine große Liebe galt der Predigt, die die Heilige Schrift aufschloss. Die Pastoralkonferenzen der Dekanate Hamburg-Wandsbek und Lübeck begleitete er über viele Jahre mit dem geistlichen Wort. Für Schwesternkonvente und Gemeinden hielt er Vorträge in großer Zahl. Alle Vorgänge in Kirche, Politik und Kultur verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit. Für viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche war er wegen seines umfangreichen Wissens, wegen seiner Klugheit und Menschlichkeit ein hochgeschätzter Gesprächspartner und Ratgeber.
Seine schwere Krankheit trug er mit großer Geduld und ging bewusst auf den Tod zu. Durch die letzten Monate und Wochen trugen ihn ein stilles tiefes Gottvertrauen und die treue Nähe von Freundinnen und Freunden. Dankbar war er für die Sakramente der Kirche auf dem letzten Weg. Am Dienstag, dem 17. Februar 2009, wurde Fr. Lambert im Altenheim St. Elisabeth in Reinbek von Gott heimgerufen. Die Beerdigung auf dem Ohlsdorfer Friedhof war am 27. Februar 2009.

Gehorsam Keuschheit Armut

Das keusche Leben, das die Brüder geloben,
ist ein bedeutender Dienst an dem schon jetzt gegenwärtigen Gottesreich
und ein herrliches Zeugnis dafür.
Es ist zugleich Zeichen des kommenden Himmelreiches,
in dem Christus die glorreiche Kirche als seine Braut,
die sich für ihn geschmückt hat, herbeiführen wird.

Konstitutionen des Predigerordens, Nr. 26

David M. Kammler OP

Oberammergau in Cochabamba

Die biblische Botschaft verlebendigen



Das Bibeldrama-Team veranschaulicht das Sonntags-Evangelium

Gottes Wort sucht nach menschlicher Antwort. Darum fordern biblische Themen immer wieder zur umgestaltenden Reaktion heraus. Sie wollen nicht nur mündlich erzählt, angehört und gelesen werden. Auch Malerei, plastische Kunst und Musik haben sich seit jeher der wechselreichen Geschichte Gottes mit dem Menschen in all ihren Höhen und Abgründen angenommen. Es ist ein Geschehen, das geradezu provoziert, dramatisch in Szene gesetzt zu werden. Die Passionsspiele in Oberammergau stehen in ihrem Bekanntheitsgrad stellvertretend für eine Anzahl weniger bekannter Orte in allen Kontinenten.

Ich durfte während eines dreimonatigen Aufenthalts in einer Reihe von Ländern Lateinamerikas eine anschauliche Erfahrung davon gewinnen; gerade in dem Land, wo unsere Ordensprovinz Teutonia, zusammen mit der Provinz St. Albert der USA, als Vikariat präsent ist: in Bolivien.

Während eines Spanisch-Sprachkurses in der Andenstadt Cochabamba hatte ich über mehrere Wochen hinweg Gelegenheit, an den sonntäglichen Gottesdiensten des charismatischen Gemeindezentrums San Martin teilzunehmen. In der angeschlossenen Kommunität San Judas Tadeo leben auch die bolivianischen Ordensstudenten beider Vikariate (der Provinzen Teutonia und Chicago) zusammen.

Verkündigung durch Bibliodrama

Als Generalpromotor hatte ich immer wieder Gelegenheit zum Kontakt mit den dortigen dominikanischen Laiengruppen. Einigen dieser engagierten Laien konnte ich überraschend, in veränderter Bekleidung, in der sonntäglichen, ausgiebig gefeierten Liturgie (nicht unter zwei Stunden!) wiederbegegnen. Von den ersten beiden Malen gibt es leider keine Bilddokumente, da es mir – für die Teilnehmenden normal – vorher nicht angekündigt wurde; somit hatte ich keine Kamera dabei.

Zweimal überrascht

Beim ersten Mal ging der zelebrierende Mitbruder Juan Carlos nach dem Evangelium kurz auf die Schriftlesungen des Sonntags ein und gab dann den Altarraum frei für den „Apostel Paulus“ selbst. Ruben, dem ich vorher als dominikanischem Laienmitglied begegnete, war nicht mehr wiederzuerkennen. Er war jetzt, in biblisch-orientalischer Kleidung, ganz der Völkerapostel. In freier, lebendiger Rede erzählte er seine

Glaubensbiographie, vom Christenverfolger bis hin zum Heidenmissionar. Nicht nur die am Gottesdienst regelmäßig Teilnehmenden, auch ich selbst war fasziniert von der eindrucksvollen Art, in der die missionarische christliche Botschaft durch diesen ungewöhnlichen Laienprediger lebendig wurde.
Auch vierzehn Tage später wurde ich von neuem überrascht. Das gesamte Bibliodrama-Team der Gemeinde gestaltete anschaulich und bewegend das Evangelium des Sonntags: die Heilung der blutflüssigen Frau und die Auferweckung der Tochter des Synagogenvorstehers Jairus. Die Klagerufe der Angehörigen und die Freude über die Heilstat Jesus gingen wirklich „unter die Haut".



Jesus heilt den Aussätzigen

Biblische Szenen im Foto festgehalten

Nach dieser zweiten Überraschung hatte ich darum gebeten, mich beim nächsten Mal vorher zu verständigen. So konnte ich von der dritten biblischen In-Szene-Setzung einige Fotos machen. Das Sonntagsevangelium handelte diesmal von der Heilung des Aussätzigen. Wieder war es zu Herzen gehend, das Geräuschsignal und die Warnrufe des in Lumpen vermummten Leprakranken zu vernehmen; sinnfällig zu erleben, wie Jesus den isolierenden Abstand überwindet und die distanzlose heilende Nähe Gottes dem Kranken zuspricht.



Die Menschen diskutieren mit Jesus

Die biblische Frohe Botschaft will verlebendigt werden. Das kann auf vielfältige Weise geschehen. Die dominikanische Laien-Dramagruppe von Cochabamba in Bolivien gibt anregende Beispiele dafür, wie aus dem biblischen Rollenspiel Regiehilfen für ein bibelgemäßes Verhalten im realen Alltag des Lebens werden können.



P. David M. Kammler ist Generalpromotor der Dominikanischen Laiengemeinschaften des Ordens und lebt in Rom.

Thomas Eggensperger OP

Peru – Bolivien und zurück

Ein dominikanisch inspirierter Reisebericht



Santuario Santa Rosa in Lima

Im Februar 2009 begannen wir unsere Reise in die Andenländer Peru und Bolivien. Das Provinzkapitel hat die Ausbildungsverantwortlichen der deutschen Provinz Teutonia und des bolivianischen Vikariats Vicente Bernedo aufgefordert, zur besseren Kontaktpflege die jeweils andere Entität zu besuchen. In meiner Eigenschaft als Regens habe ich diesem Anliegen sehr gerne entsprochen und die Reise gleich mit dem Jahresurlaub verknüpft. Gemeinsam mit P. Ulrich Engel besuchte ich die Länder Peru und Bolivien. Im Folgenden möch-

te ich weniger auf das „Dienstliche“ meiner Reise eingehen, sondern mehr auf das „Dominikanische“ jener Orte, die wir besucht haben.

Lima – Dominikaner in Geschichte und Gegenwart

Nach der Ankunft aus dem kalten Europa erwarteten uns in Lima, der Hauptstadt Perus, sehr sommerliche Temperaturen, die auch nachts kaum sanken. Wir logierten die ersten Tage im Konvent der spanischen Dominikanerprovinz, d. h. dem Haus der alten Missionare, die seit Jahrzehnten in Peru Dienst tun. Das spanische Vikariat hat seine pastoralen Orte vorrangig auf dem Land („selva“). Dort geht es vor allem darum, der indigenen Bevölkerung und den Campesinos zu helfen, ihren Alltag zu bewältigen. Das sind oft weniger seelsorgliche Verpflichtungen, sondern häufig praktische soziale Engagements. Zur Zeit unseres Aufenthaltes fand gerade eine Vikariatsversammlung in Lima statt und viele Mitbrüder nahmen die Strapaze auf sich, von ihren Landstationen eine zuweilen mehrtägige Reise in die Hauptstadt zu unternehmen. Darunter befindet sich auch ein Mitbruder, der Bischof einer Diözese ist. Für viele ist dies nach langer Zeit wieder eine willkommene Gelegenheit, den Brüdern zu begegnen, die man häufig bestenfalls per Skype erreichen kann. Die diversen Aktivitäten erweisen sich als spannend, so produzierte unter anderem einer der Brüder einen Film über die massive Abholzung des Regenwaldes.

Lima ist für Dominikaner ein bedeutendes geistliches Zentrum. Drei Heilige sind vereint in der Konventskirche Santo Domingo. Neben Martín Porres sind dort auch Juan Macías und Rosa de Lima beigesetzt. Martín und Juan waren Laienbrüder, die sich in Lateinamerika großer Verehrung erfreuen, weil sie Kreolen waren, Einheimische. Die hl. Rosa galt als vorbildliche Frau und Ordensschwester. Auf dem Grund und Boden des heutigen „Santuario de Santa Rosa“ (dem Konvent des spanischen Vikariats) stand das Kloster ihrer Schwesterngemeinschaft mit dem Hospiz, in dem Rosa de Lima Kranke und Arme pflegte. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass diese drei Heiligen quasi Nationalhelden Perus sind und sich entsprechender Popularität erfreuen.

Die politische Hauptstadt Perus ist eine lebendige Stadt mit einem kolonialen Kern, aber auch mit modernen, ja mondänen Stadtteilen wie Miraflores (Kennern der Romane des peruanischen Schriftstellers Mario Vargas Llosa wohlvertraut), mit einer Reihe von Universitäten, an der auch die peruanischen Dominikaner studieren. Im kirchlichen Milieu gelten die Dominikaner als fortschrittlich und manche Bischöfe (oftmals dem Opus Dei nahestehend) befürchten eine zu große Nähe zur von ihnen wenig goutierten Befreiungstheologie. Andere Bischöfe wiederum sind hinsichtlich der Aktivitäten der Brüder und ihres Einsatzes in den jeweiligen Diözesen entsprechend zufrieden, herrscht doch besonders auf dem Land großer Priestermangel. Überhaupt begegnete uns in Peru eine hohe Wertschätzung gegenüber einem „padre“, der in der Regel sehr respektvoll begrüßt und angesprochen wird.

„Klosterstadt“ Santa Catalina in Arequipa

Nach einigen Tagen in Lima und der Begegnung mit jüngeren Mitbrüdern (zwei Diakone wurden wenige Tage darauf zu Priestern geweiht) reisten wir weiter in das höher gelegene Arequipa. Die „weiße Stadt“, wie sie wegen ihrer dominierenden Farbgebung im Häuseranstrich genannt wird, ist auf jeden Fall eine Reise wert. Die Einwohner der großen Stadt – die sich sehr selbstbewusst gegenüber der Landeshauptstadt zu behaupten wünscht (zum Teil mit dem Wunsch nach größerer Autonomie) – sind stolz auf die dominikanische Tradition, die sie vorweisen können.

Neben einem Dominikanerkonvent im Zentrum und einem weiteren Kloster der beschaulichen Schwestern ist es vor allem das Monasterium Santa Catalina, das Magnet für die meisten Touristen ist. Das Kloster wurde gegründet, um nach klassischem Muster adligen Mädchen die Möglichkeit zu geben, in eine Gemeinschaft einzutreten, die ihren Ansprüchen weiterhin gerecht werde sollte. Es sei daran erinnert, dass es im Siglo de Oro gang und gäbe war, eine der Töchter der kinderreichen Familien, ausgestattet mit einer Mitgift, für das Klosterleben vorzusehen. Dies war weniger eine Frage der geistlichen Berufung als ein Statussymbol, gegebenenfalls die Chance, intellektuelle Begabungen zu nutzen, was außerhalb des Klosters als Frau unmöglich gewesen wäre. Mit der Zeit wurde das Arequipeñische Monasterium dermaßen groß, dass man hinsichtlich seiner Ausmaße schon fast von einer „Klosterstadt“



Novizen in Cuzco

sprechen kann, die strukturiert ist durch mehrere Gassen, an denen sich die Klosterzellen und Konventsgebäude anschließen. Erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts zwang die Stadtverwaltung die mittlerweile sehr streng lebende Gemeinschaft, sich den moderneren Gegebenheiten (Strom, fließendes Wasser) anzupassen; innerhalb des Komplexes wurde ein neues Gebäude für die heute dort lebenden Schwestern errichtet. Leider hatten wir keine Gelegenheit, uns mit den Schwestern zu treffen. Abgesehen von diesem Haus ist die Klosteranlage heute zu besichtigen: Es ist ein wunderbar kontemplativer Ort, reich verziert mit dominikanischer Kolonialikonographie.

Cuzco – Noviziat in einem Inkaheiligtum

Die nächste Etappe unserer Reise war der Konvent Santo Domingo in der hoch in den Anden gelegenen Stadt Cuzco. Auf den Ruinen eines alten Inkatempels haben die Dominikaner ihren Konvent gebaut. Kirche und Kloster sind quasi in die Reste des alten Heiligtums integriert. Die vielen Besucher des Kreuzgangs sind mindestens genauso an der klösterlichen Tradition von der Kolonialzeit bis zum heutigen Tag wie an den steinernen Resten der Inkakultur interessiert.
Der Konvent ist gleichzeitig internationaler Noviziatskonvent. Zurzeit leben hier ein gutes Dutzend Novizen aus mehreren Ordensprovinzen (Peru, Brasilien, Bolivien, Ecuador), die sich nach mehreren Jahren Postulatszeit (in der Regel verbunden mit den ersten Studien der Philosophie) für ein Jahr zusammengefunden haben. Unter der Leitung des jungen und dynamischen Novizenmeisters absolvieren sie die übliche Noviziatsausbildung, um sich ob ihrer Berufung zum Dominikaner zu prüfen bzw. geprüft zu werden. Der Lebensstil der jungen Brüder ist verhältnismäßig streng und straff organisiert. Weil die meisten Postulanten aus eher kleineren Entitäten kommen, ist diese Form des klösterlichen Zusammenlebens mit viel Gebet, Schweigen und geordnetem Tagesablauf eine neue Erfahrung, die sie weder vorher gemacht haben noch in Zukunft weiter werden pflegen können.

Der Konvent ist nicht nur für die Ausbildung des Ordensnachwuchses zuständig, sondern pflegt auch eigene pastorale Aktivitäten innerhalb des geschichtsträchtigen Hauses. Hervorzuheben ist besonders eine aktive Kulturarbeit. Oberhalb des Kreuzgangs gibt es Räumlichkeiten für Ausstellungen und Veranstaltungen des Museums „Qorikancha". Allein während unserer paar Tage der Anwesenheit gab es ein Konzert und zwei Vernissagen zu Ausstellungen zeitgenössischer Kunst, die keineswegs nur direkten religiösen Bezug hatten. Ein Team von Mitarbeiter/-innen unterstützt die verantwortlichen Dominikaner, und das Projekt erreicht die junge Kunstszene der Stadt (u. a. präsent aufgrund verschiedener Kunstakademien und -ausbildungszentren). In Cuzco gibt es neben den Dominikanern und ihrem Museum ein weiteres Museum mit Kolonialkunst, nämlich das der beschaulichen Dominikanerinnen von Santa Catalina. Obwohl es bemerkenswert sein soll, konnten wir es wegen Renovierungsmaßnahmen nicht anschauen.

Ein weiteres Projekt von Dominikanern ist das seitens der Toulouser

Provinz begründete Centro Bartolomé de Las Casas, welches einen Schwerpunkt setzt auf ein sozialpolitisches Engagement und den Bildungsauftrag für die Armen und Benachteiligten. An drei nahe gelegenen Orten hat das Institut Räumlichkeiten für Gäste und Tagungen. Auch wenn heute nur noch ganz wenige französische Mitbrüder vor Ort sind, hat das Institut mit seinen Forschungen, Publikationen und Aktivitäten einen guten Namen – nicht nur in der Region Cuzco!



Geburtshaus des Hl. Martin Porres in Lima

La Paz

Auf unserer Weiterreise nach Bolivien landeten wir zunächst in La Paz. Bei La Paz denkt man zunächst an Höhe und Höhenkrankheit (noch viel mehr bei El Alto, über der Stadt La Paz gelegen und ca. 4.000 m hoch). Glücklicherweise hatten wir keine gesundheitlichen Probleme, wenngleich das Treppensteigen und Bergaufgehen durchaus beschwerlicher ist. In jedem Hotel und Restaurant wird Mate de Coca-Tee angeboten, der gegen die Beschwerlichkeiten in der Höhe hilft. Das Stadtbild von La Paz ist sehr geprägt von indigener Kultur. Zur Zeit unseres Aufenthaltes wurde gerade die neue Verfassung publiziert und über alle Kanäle verbreitet. Dies war durchaus ein Anlass zu manchmal leidenschaftlichen Diskussionen. Evo Morales, der augenblickliche Präsident, wird zwar in El Alto und La Paz weit mehr als einer der „Ihren" geschätzt und die Whipala, die neue dem indigenen Geschmack nachempfundenen Flagge, hängt oft neben den bolivianischen Fahnen, die bislang als offiziell galten. Aber die Geister scheiden sich dennoch und die Stimmung hinsichtlich des Präsidenten und seiner Regierung ist polarisiert. So sehr sich manche gerechter behandelt fühlen, so sehr gibt es wiederum andere, die sich durch den Präsidenten und die neue Verfassung benachteiligt sehen. In Kirchenkreisen befürchtet man mit der Betonung der indigenen religiösen Tradition eine Minderung der bisherigen gesellschaftlichen Stellung des Katholizismus, in Wirtschaftskreisen erwartet man zunehmende Reserven der internationalen Geschäftspartner aufgrund der regelmäßig angewandten – populistisch aufbereiteten – Politik der Verstaatlichung ausländischer Unternehmen.

In La Paz findet sich im Zentrum die ehemalige Konvents- und heutige Pfarrkirche Santo Domingo (wiedererrichtet 1760), bei der in der Hauptsache die Fassade der Kirche im typischen barock-mestizaje-Stil bemerkenswert ist. Dominikaner gibt es heute – abgesehen von einem betagten Mitbruder des belgischen Vikariats – keine mehr.

Cochabamba – multiple dominikanische Präsenz

Den Abschluss unserer Reise bildete die Zeit in Cochabamba. Cochabamba gilt als der „Vatikan" Boliviens, weil sich dort ein Konglomerat von Ordensgemeinschaften niedergelassen hat. Das hat unter anderem damit zu tun, dass man in Cochabamba Theologie studieren kann. Die Dominikanerinnen und Dominikaner sind an mehreren Orten in der Stadt vertreten. Im ehemaligen Haus des deutschen Vikariates befindet sich seit einigen Monaten ein Kloster der beschaulichen Dominikanerinnen. Eine halbes Dutzend Schwestern aus verschiedenen Klöstern Perus haben sich zur Gründung dieses Monasteriums



P. Thomas Eggensperger mit Novizenmeister P. Luis Galindo in Cuzco

zusammengefunden. Wir haben die Gemeinschaft besucht, die gerade dabei ist, ihren eigenen Lebensstil zu entwickeln, weil jede der Schwestern ihre persönlichen Lebens- und Klostererfahrungen mitgebracht hat, die jetzt miteinander sinnvoll abzustimmen sind. Das Haus ist für sie ein guter Ort, um einen Anfang zu machen. Ob es mittelfristig als Monasterium erhalten bleibt, wird zu prüfen sein, da die Architektur des Hauses ursprünglich nicht für ein beschauliches Leben gedacht war, sondern für eine pastoral arbeitende Gemeinschaft. Möglicherweise stehen Umbauarbeiten an, vielleicht mittelfristig sogar ein Umzug.

Neben anderen Gemeinschaften von Dominikanerinnen gibt es in der Stadt ein Haus der Arenberger Schwestern, die wir zum Mittagessen besucht haben. Die sehr kleine Gemeinschaft wohnt ebenfalls im Zentrum der Stadt und von hier aus werden die jungen Schwestern zur theologischen Ausbildung in ein „Instituto Superior" der Bischofskonferenz geschickt, das vernetzt ist mit der Katholischen Universität Boliviens.

Im Haus „San Judas Tadaeo" ist mittlerweile das Studentat installiert. Ein gutes Dutzend Studenten der beiden Vikariate leben dort mit den Brüdern des im Stadtzentrum gelegenen Hauses. Dem Haus angeschlossen ist eine charismatisch ausgerichtete Personalgemeinde. Die Postulanten der beiden Vikariate hingegen leben etwas außerhalb der Stadt in dem großen Haus „Antonio de Montesinos". In den Jahren vor dem Noviziat (in der Regel dauert das Postulat drei Jahre) studieren sie im bereits erwähnten Institut ein theologisches Propädeutikum, danach studieren sie gemeinsam mit den Studenten mit Profess im „Instituto superior" Theologie.

Wir hatten eine gute Zeit mit den Brüdern in Ausbildung in Cuzco und Cochabamba, die es in der Hauptsache zu besuchen es galt; die Gespräche waren anregend und informativ. Es war ein glücklicher Umstand, bei der Professfeier einer der Studenten aus Cochabamba anwesend sein zu können (die sich anschließende fröhliche Fiesta ging bis zum Morgengrauen …). Zudem kreuzten sich unsere Wege mit den Provinzialen der beiden Vikariate aus der Teutonia und der Provinz St. Albert in Chicago, die gemeinsam mit ihren Übersetzern die Brüder besuchten und bei den parallel abgehaltenen Vikariatskapiteln anwesend waren. Außerdem trafen wir auf den Generalpromotor des Ordensmeisters für die Laien, der sich in Cochabamba mit gutem Erfolg auf einen Spanisch-Sprachkurs eingelassen hatte. Und so manche „alte" Missionare aus Deutschland haben wir wiedergetroffen. Man kann ihnen nicht genug Respekt zollen für das, was sie in den Jahrzehnten an mühevoller Arbeit geleistet haben!

Die drei Wochen in Peru und Bolivien waren dicht gefüllt mit reichen Erfahrungen in der Begegnung mit Schwestern und Brüdern des Ordens, mit Ideen, Projekten und Perspektiven, die einerseits so ganz anders sind als die unsrigen, andererseits aber geprägt sind vom gleichen Geist – nämlich dem des hl. Dominikus!



P. Dr. Thomas Eggensperger ist Studienregens der Provinz Teutonia, lebt in Berlin und ist Geschäftsführender Direktor des „Institut M.-Dominique Chenu".

Karl Gierse OP

Diferente – Anders

Nicht-repräsentative Erfahrungen eines Bolivienreisenden



Stadtpanorama von Cochabamba (CBB)

Wie oft hatte ich die für mich so exotisch klingenden Namen gehört: Cochabamba, Samaipata, Pampagrande, Potosí. Ich verband sie mit Erzählungen und Berichten, die ich von Mitbrüdern gehört hatte. Mitbrüder, die seit Jahrzehnten als Missionare in einem dieser Orte lebten. Studenten, die aus einem dieser Orte stammten und ihre Brüder in Deutschland kennen lernen wollten. Provinziale, die bei ihren Visitationen diese Orte besucht hatten und spannende Geschichten zu erzählen wussten. Aus all diesen Erzählungen hatte ich mir meine Bilder gemalt, von Pampagrande und Potosí, von Samaipata und Cochabamba. Bilder, deren Inhalte zusätzlich angereichert (besser verdorben) worden waren durch Farbtupfer aus Romanen und Kinofilmen des Abenteuer-Genres sowie Wissensresten aus lang zurückliegenden Erdkundestunden an einem Gymnasium in den 60er Jahren.

Es hat mich gereizt, diese Bilder mit der Wirklichkeit zu vergleichen, die Orte mit den wohlklingenden Namen mit eigenen Augen zu sehen. Zehn Wochen durfte ich Bolivien kennen lernen. Und schon beim Landeanflug auf Cochabamba wusste ich: Meine Bilder von diesem Land waren Makulatur. Sie hatten mit der Wirklichkeit wenig zu tun. Bolivia es diferente, Bolivien ist anders.

Cochabamba und der Kral der Owambo

Cochabamba war die Heimatbasis, von der aus ich das Land erkundet habe. Der Name dieser Stadt hatte im Vorfeld der Reise offensichtlich Assoziationen an ein altes Mundorgel-Lied bei mir geweckt, das ich zu meiner Jugendzeit zu vorgerückter Stunde am Lagerfeuer gegrölt hatte: „Heiß brennt die Äquatorsonne auf die öde Steppe nieder, nur im Krale der Owambo (das muss die Assoziation ausgelöst haben!) singt voll Wonne seine Lieder. Kalitschkakaukalunima …“ Obwohl mir durch Recherchen im Internet bekannt war, dass Cochabamba kein Kral von Lehmhütten in der öden Steppe war, sondern eine Millionenstadt, hatte sich dieses dörfliche Bild irgendwie festgesetzt. Welcher Kontrast zu dem, was ich dann beim Landeanflug auf CBB Airport sah: ein Häusermeer so weit das Auge reichte, dreispurige Stadtautobahnen mit dichtem Verkehr, ein Fußball-Stadion im Bundesliga-Format, Hochhäuser mit riesigen Reklameflächen und einen Flughafen, der meinem Abflug-Airport FMO (Münster-Osnabrück) in nichts nachstand.

Cochabamba ist eine lebenswerte Stadt, und ich kann den dominikanischen Studenten nur gratulieren, dass sie hier studieren können und es nicht in der Schwüle von Santa Cruz oder der dünnen Luft von Potosí tun müssen. CBB hat alles, was eine Metropole ausmacht: ein reichhaltiges kulturelles Angebot (auch im religiösen Bereich), gute Gastronomie und gemütliche Kneipen, tolle Läden und einen Markt, so groß, dass ich ihn in zehn Wochen nicht vollständig

erkunden konnte. Das alles unter klimatischen Bedingungen, wie ich sie gerne habe: überwiegend blauer Himmel und angenehme, trockene 25 °C (zumindest im cochabambinischen Frühsommer, den ich erleben durfte).

Gefühlte Kälte

Plus 25 °C, das ist die Temperatur, bei der der durchschnittliche deutsch-teutonische Bruder die Ärmel der Tunika hochkrempelt und darunter Mut zu Bermudas oder Shorts zeigt. Unsere bolivianischen Brüder empfinden da anders, und seit Kachelmann wissen wir, dass zwischen der absoluten Temperatur und der gefühlten ein himmelweiter Unterschied bestehen kann. Dennoch war ich nicht wenig erstaunt, als ich die Brüder am ersten Morgen meines Aufenthaltes in die Hauskapelle des Studentats-Konventes kommen sah. Da schauten bei dem einen die Ärmel der dicken Strickjacke aus den Habit-Ärmeln hervor und den anderen fröstelte so sehr, dass er sich als zusätzlichen Habit-Bestandteil eine sonnenblumenfarbene Pudelmütze gewählt hatte, die er während des gesamten Morgenlobs nicht abnahm. Im ersten Moment habe ich mich gefragt, ob mir vielleicht nur wegen der Aufregung angesichts der ersten Hore in fremder Umgebung so warm sein könnte. Aber mit der Zeit habe ich gelernt, dass das Temperaturempfinden zwischen deutschen Teutonen und bolivianischen Teutonen einfach „diferente“ ist (und innerhalb der zwei Provinz-Vikariate natürlich auch noch einmal). Welche Qualen, so habe ich mir überlegt, müssen unsere bolivianischen Brüder ausgestanden haben, wenn sie bei ihren Aufenthalten in Deutschland bei Frost und Schnee durch rheinische Metropolen zur Sprachschule stapfen mussten.



Huhn und andere Leckereien für die Verstorbenen an Allerseelen

Steigerung des Kirchenbesuchs

Auch in den katholischen Gottesdiensten wird es bei uns offenkundig: die Reihen lichten sich, und um die Hand zum Friedensgruß zu reichen, muss man selbst am Sonntag manchmal einen kleinen Spaziergang unternehmen. Bei einigen Gottesdienstbesuchen in Bolivia habe ich eine Möglichkeit kennen gelernt, wie kurz- und mittelfristig die Gottesdienstbesucherzahlen wieder verbessert werden könnten: die Pfarrer in Deutschland müssen sich endlich dazu durchringen, des Deutschen liebstes Kind, den Hund, im Gottesdienst willkommen zu heißen. Wie selbstverständlich stehen dem treuen Freund des Menschen in Bolivia – vor allem im ländlichen Bereich, aber auch in den Randgebieten der Städte – die Kirchentüren offen. Gerade für die Kinder war die Beschäftigung mit dem Hund, der neben der Bank im Mittelgang lag, eine willkommene Abwechslung während der nicht immer mitreißenden Homilie. Ein amerikanischer Jesuit (die Bolivianos benennen seine Herkunft kritisch-korrekter mit „estadounidense“ – einer aus den Vereinigten Staaten), der als Missionar auf Zeit für einige Jahre in Cochabamba lebte, erzählte mir, dass er die Hunde auch als Zeitmaß für seine Predigten schätze. Wenn selbst die Tiere sich hinlegten und schliefen, dann wisse er, dass er mit der Predigt nun wirklich zum Ende kommen müsse, da ihm nun überhaupt niemand mehr zuhöre.

Senkung der Gesundheitskosten

In den 70er Jahren riss die termingerechte Fertigstellung einer Seminar- oder Examensarbeit während des Studiums ein ziemliches Loch in die

Kaffee- und Zigarettenkasse. Um die notwendigen Nachtschichten durchzustehen, wurde der Kaffee- und Nikotinkonsum dramatisch erhöht. Der Student des 21. Jahrhunderts, so habe ich mir sagen lassen, konsultiert in solchen Extremsituationen den Arzt seines Vertrauens und lässt sich von diesem einige leistungssteigernde Präparate der pharmazeutischen Industrie empfehlen und – wenn er Glück hat und der Etat des Arztes es zulässt – verschreiben.
In Bolivia bewältigen (sicherlich nicht nur dominikanische) Studierende solche Stress-Situationen wesentlich kostengünstiger. Das leistungssteigernde Mittel, das für den terminbedrängten Studenten die Nacht zum Tag macht, heißt Coca. Man geht auf den Markt und kauft am Gemüsestand für ein paar Bolivianos (sagen wir für einen Euro) Coca-Blätter. Die Tüte mit den Blättern stelle man neben sich und stecke während der hochgeistigen Arbeit am PC in regelmäßigen Abständen einige Blätter in den Mund. Diese kaue man weich und schiebe den entstandenen Coca-Brei nach Belieben in die rechte oder linke Wangentasche, wie der Mensch es vom Hamster kennt. Das in den Cocablättern enthaltene Kokain soll – nach zuverlässigen Aussagen gestresster Dominikaner-Studenten – eine wesentlich belebendere Wirkung haben als Kaffee und Zigaretten, so dass die Seminararbeiten Dank „Coca“ in der Regel termingerecht fertig werden. Ich selbst habe bei einem Eigenversuch nichts von der vitalisierenden Wirkung feststellen können. Wahrscheinlich hat mich das intensive Kauen so ermüdet, dass ich – statt die Nacht zum Tag zu machen – früher zu Bett musste. Dringend abgeraten wurde mir, ein Pfund Coca-Blätter als Geschenk für den Studentats-Konvent in Mainz mitzunehmen. Der deutsche Zoll habe für solche Souvenirs kein Verständnis. So werden Eigeninitiativen zur Kostendämpfung im Gesundheitswesen von staatlicher Seite zunichte gemacht.

Die landestypische Küche

Auf der Liste der fünf wichtigsten Dinge im Leben stehen bei den Cochabambinos ganz weit oben der Fußball und das Essen. Dass ich nicht mit zusätzlichen Kilos Körpergewicht nach Deutschland zurückgekehrt bin, verdanke ich nur der Tatsache, dass ich wegen des Sprachunterrichtes häufiger eine Mahlzeit ausfallen lassen musste / konnte. Besonders gut versteht sich die Cochabambina auf die Zubereitung von Huhn. Eine bolivianische Sopa de Pollo schmeckt so köstlich nach Huhn, dass man den Eindruck hat, ein ganzer Hühnerstall sei in ihr ausgekocht worden. Wenn man Pech hat, erfährt man auch den Grund für dieses authentische Aroma: das Huhn wird hier noch ganzheitlich verarbeitet. So kann es leicht passieren (ich hatte mehrfach das zweifelhafte Vergnügen), dass einem auf dem Suppenteller das eine oder andere Hühnerbein seine Krallen entgegenstreckt. Beim ersten Mal bekam ich Angst, dass ich durch postmortale Zuckungen – wie man sie von geschlachteten Hühnern kennt – verletzt werden könnte. Aber mit jeder neuen Krallen-Begegnung wurde ich gelassener. Mir fiel ein, dass im Hause Gierse in den 60er Jahren der samstägliche Eintopf auch noch sehr ganzheitlich zubereitet wurde, mit Schwänzchen, Pfötchen und Öhrchen vom Schwein. Ich habe diese Eintöpfe in gleich guter Erinnerung wie die bolivianische Hühnersuppe. Schwänzchen und Öhrchen wirkten nur nicht so aggressiv wie die uñas de pollo.

Viva la diferencia

Ich empfinde es als einen ungeheuren Gewinn, für eine längere Zeit in einem anderen Kulturkreis zu leben. Neue Landschaften zu erfahren (wie dieses Mal den Regenwald in Espirito Santo), neue Klimate zu erproben (wie das Leben auf 4000 Metern in Potosí) vor allem aber Menschen mit anderer Sprache und Kultur zu begegnen (wie der indigenen Bevölkerung Bolivias mit ihrer noch viel stärkeren Beziehung zur Pachamama, zur Mutter Erde). Die neuen Erfahrungen, sie relativieren einerseits die eigene Kultur und gleichzeitig profilieren sie sie neu.
Bei all den bereichernden Unterschieden, die ich im bolivianischen Teil unserer Provinz kennen lernen durfte, viel wichtiger ist die Erfahrung, dass wir zusammengehören. Auf der anderen Hälfte der Erdkugel und Tausende von Meilen entfernt singen Mitbrüder das gleiche „O lumen“ und arbeiten am gleichen Projekt: der Predigt zum Heil der Menschen. Ich habe mich im bolivianischen Vikariat sehr wohl gefühlt! Muchas gracias, hermanos (y hermanas)! Hasta la vista!



P. Karl Gierse OP gehört zum Konvent in Vechta, ist Lehrer an unserem Kolleg St. Thomas und Supprior.

Osvaldo Robles OP

Quo vadis, Bolivien?

Bolivien unter der Regierung von Evo Morales



Evo Morales im Oktober 2008

„Evo Morales ist ein typisch lateinamerikanischer Kreole, ein Spanisch sprechender Mestize, der dabei ist, mit Bolivien Schluss zu machen. Er schafft mit der Rassenfrage ungeheuerliche Probleme, wie es sie im derzeitigen Ausmaß zuvor nicht gegeben hat".
(Mario Vargas Llosa)

In Europa verbreiten die Medien ein verzerrtes Bild von der aktuellen Politik in Bolivien sowie vom Regierungsstil seines derzeitigen Präsidenten, Evo Morales Ayma. Die Realität des täglichen Lebens in Bolivien sieht anders aus.

Ich möchte hier versuchen, die Realität des bolivianischen Lebens zu Wort kommen zu lassen.

Wie es zur Präsidentschaft kam

Dass Evo Morales zum Präsidenten Boliviens wurde, dafür gab es ein Motiv: das allgemeine Verlangen der Bevölkerung nach einem politischen Wechsel, und dafür wiederum gab es einige entscheidende Gründe.
Nach den vielen Militärdiktaturen begann in Bolivien eine Zeit, in der einige wenige neoliberale Parteien fast 20 Jahre lang die Macht innehatten. Die regierenden Parteien waren eigentlich immer dieselben, nur die Gesichter wechselten. Die postdiktatorischen Machthaber schafften es in ihrer Unzulänglichkeit nicht, die große Armut der Bevölkerung zu verringern. „Die vielen armen Familien wurden immer ärmer, die wenigen reichen Familien dagegen immer reicher" (P. Gregorio Iriarte). Die Leute mit wirtschaftlichem Rückhalt ließen sich natürlich überwiegend in den Zentren der großen Städte des Landes nieder, während in den Randbezirken der Städte die indigene Bevölkerung ansässig wurde: Ketschuas, Aymaras, Guaraníes und weitere Ethnien aus dem bolivianischen Amazonien in den Regierungsbezirken Santa Cruz, Beni und Pando. Dieser weitaus größere Bevölkerungsanteil (65 Prozent) litt erheblich mehr unter der fehlenden sozialen, politischen, wirtschaftlichen und schulischen Entwicklung.

Die Strategie der MAS

Dass alles lässt den Wahlsieg von Evo Morales und den seiner Partei (MAS = Movimiento Al Socialismo = Bewegung zum Sozialismus) verstehen: Er erhielt mit seiner Partei immerhin 54 Prozent der Stimmen: Das wurde zuvor von keinem Kandidaten in der demokratischen Geschichte Boliviens erreicht. Diese beachtliche Mehrheit hat Morales und seine Partei an die Macht gebracht, die sie nun in fast absolutistischer Manier ausgeübt.
Morales und seine Mannschaft tun dies hauptsächlich mit einer dreifachen Strategie. Sie instrumentalisieren politisch drei Größen: die Armut, den indigenen Bevölkerungsanteil und die staatlichen Medien.

Der Präsident steht auf der Seite der Armen und bekämpft die Reichen der Vergangenheit und der Gegenwart. Seine Partei MAS wendet sich gegen alles, was unter die Rubrik „neoliberale Politik“ fällt. Besonders die Landbevölkerung – das größte Opfer der bisherigen staatlichen Misswirtschaft – wird hier manipuliert; es handelt sich hier also um eine Art Volksverhetzung: die Armen vom Land („campesinos“) gegen die Reichen von der Stadt („citadinos“) und umgekehrt.

Aus regionalen Unterschieden, wie sie überall in der Welt und in allen Ländern existieren, werden Rivalitäten geformt. Die Regierung sagt: Die Reichen haben die produktivsten Regionen des Landes besetzt; für die Armen bleiben die öden Gebiete. Hier spielt die MAS die unterschiedlichen Regionen gegen einander aus. Dabei wird vereinfacht: Die armen Gebiete, das ist der Altiplano, die fast menschenleere Region der andinen Hochebene; die reichen Gebiete, das ist vor allem der tropische Osten. Dass es auch im Osten eine große ausgebeutete und von der Regierung vergessene arme Bevölkerung gibt, wird wider besseres Wissen verschwiegen.

Die staatlichen Medien sind die Propaganda-Instrumente der Regierung und der MAS. Politisch Andersdenkende kommen nicht zu Wort. Es gibt kein Recht auf freie Meinungsäußerung. Wer mit gewissen Projekten der Regierung nicht einverstanden ist, wird zum neoliberalen Feind der Armen erklärt.

Klassenkampf und Regionalismus

Aus den angeführten Faktoren sowie in Anbetracht einer fehlenden demokratischen Gesinnung und Kultur komme ich zu dem Schluss, dass in der bolivianischen Gesellschaft unterschiedliche Kriterien existieren, nach denen die aktuelle Realität Boliviens und das Vorgehen der Regierung zu beurteilen ist. Zwei Phänomene sind allerdings deutlich erkennbar: Klassenkampf und Regionalismus.
Im aktuellen politischen Diskurs haben der Schmerz und die Wut der Bevölkerung über die Unfähigkeit der Vorgänger-Regierungen ein Ventil gefunden. Das lässt sich für gewisse parteiische Ziele ausbeuten, indem man nämlich die einen gegen die anderen aufhetzt: „Jetzt sind die Armen an der Macht, die bisher ausgebeuteten Ureinwohner“. Man fördert die Idee: „Die Unterdrückten der Vergangenheit müssen die Unterdrücker der Gegenwart sein.“
Wir entdecken hier im Grunde eine neue Form von Rassismus. Was früher als kultureller Reichtum empfunden wurde, als eine Weise gegenseitigen Austausches und einer Form des Zusammenlebens aller Bolivianer, das soll es fortan nicht mehr geben. Hier wird soziale Ausschließung und Diskriminierung propagiert.

Fazit

Das bolivianische Volk hatte genug von den bisherigen Regierungen, und so errang Evo Morales 2005 die Präsidentschaft mit einem Wahlerfolg von 54 Prozent der Stimmen. Heute hat Bolivien eine sozialistische, indigene Regierung – dank des hohen Armutsindex' und der indigenen Mehrheit der Bevölkerung. Seither hat die Regierung die Armut, die ethnischen Unterschiede und die staatlichen Unterschiede instrumentalisiert, um ihre politischen Ziele durchzudrücken, ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen. Damit hat sie neue Erscheinungen provoziert, nämlich die Antagonismen von Reichen und Armen, von Städtern und Landleuten sowie von Regionen und Ethnien. Der politische Missbrauch derselben stellt ein einmaliges Phänomen in Lateinamerika dar. Was ehemals ein stolzes Bewusstsein gewesen ist, Bolivianer zu sein, hat sich zu einer internen Xenophobie entwickelt, bis hin zu separatistischen Ambitionen und zu neuen Formen von Rassismus, Hass und Ausgrenzung. Dabei bezieht sich der markante Regionalismus, so wie er gefördert und praktiziert wird, ausschließlich auf das Gebiet vom Altiplano, nicht auch auf andere Gegenden wie etwa das bolivianische Amazonien; immerhin handelt es sich hier um einen recht produktiven Teil des Landes, der von den vorhergehenden Regierungen nicht weniger vergessen und verraten worden ist.



P. Osvaldo Robles, aus dem Vikariat in Bolivien, ist Doktorand an der Universität Tübingen und lebt in unserem Braunschweiger Konvent.

Barbara Offermann OP

Bethanien im Baltikum

Der Konvent der Dominikanerinnen in Riga



Sr. Tereze, Sr. Nellija, Sr. Diana, Sr. Hannah, Sr. Barbara (v.l.n.r.)

Durchschnittsalter 37 Jahre. Damit ist unsere Gemeinschaft in unserer Kongregation eher die Ausnahme. Wir sind drei lettische und zwei deutsche Dominikanerinnen von Bethanien und leben in Riga, Lettland. Wie wir da hin kommen? Also, das war so …

Gründung 1995

Am liebsten fange ich mit der „Singenden Revolution" an: 1990 erzwangen die Letten die Unabhängigkeit von der UdSSR – und brachten so auch der Kirche mehr Freiheit. Daraufhin baten die osteuropäischen Bischöfe das Ausland, Ordensleute und Priester zu schicken. Die Kirche hatte jahrzehntelang im Untergrund gelebt, Sakramente wurden meist nur heimlich gespendet, Klöster gab es gar nicht mehr. Doch der Glaube der Menschen war nach wie vor lebendig!
So gründeten auch wir Dominikanerinnen von Bethanien 1995 eine Niederlassung in Lettland. Die ersten Schwestern waren drei Niederländerinnen und eine Deutsche. Bald kamen lettische Interessentinnen, nach und nach so viele, dass ein Neubau gewagt wurde. In der Gruppe war dann einige Jahre lang viel Bewegung: die Lettinnen kamen – und manche gingen wieder, auch bei den ausländischen Schwestern gab es mehrere Wechsel. Bis zu 12 Frauen lebten gleichzeitig in den beiden Häusern.
2001 legten die ersten Lettinnen ihre zeitlichen Versprechen ab, 2005 konnte unsere Bethaniengemeinschaft in Riga die erste Ewige Profess feiern.

Nun sind wir natürlich nicht dazu da, uns selber zu reproduzieren, und so lautet die erste Frage aller Gesprächspartner immer: „Was macht ihr denn da?"
Die Antwort ist einfach: Wir sind da. Vor Gott. Für die Menschen. Das klingt vielleicht trivial, doch wenn wir unser Dasein als Gebetsgemeinschaft, den kontemplativen Aspekt unseres Auftrages unterschätzen oder vernachlässigen, dann tun wir den Menschen hier Unrecht.

Lettland in der Krise

Wir beobachten, dass sich die wirtschaftliche Krise, die Lettland härter trifft als manche anderen Länder, für viele auch zu einer tiefen Sinnkrise entwickelt.
Häufig sind Fatalismus und Hoffnungslosigkeit spürbar, wie wir sie in diesem Maße in Deutschland nicht kennen. Hier geht es nicht einfach um „Politikverdrossenheit". Es geht nicht darum, dass Lettland erst seit 19 Jahren eine Demokratie ist und dass das Bewusstsein dafür eben erst wachsen muss.
Nein, es geht um ein Lebensgefühl, dass über Generationen hinweg gelernt und immer wieder verstärkt

wurde. Dieses kleine Land (2,3 Millionen Einwohner) war ja ständig besetzt, mal von den Deutschen, mal von den Schweden oder Polen, dann von den Russen, immer im Wechsel. Spielball der Nachbarn seit Jahrhunderten.

Jetzt ist das Land frei – und die Menschen erleben sich immer noch als ohnmächtig. Der neue Besatzer ist der Internationale Währungsfonds, der Einsparungen fordert um das lettische Haushaltsdefizit zu begrenzen! Folge: Die Staatsgehälter wurden gerade um 40 Prozent gekürzt, 20 Prozent der Krankenhäuser und Kindergärten geschlossen, Rentner sollen 70 Prozent (!) Steuern auf Nebenverdienste zahlen, usw.
Immer wieder höre ich den Satz: „Wenn ich nicht meinen Glauben hätte, wäre alles zum Verzweifeln!"

Arbeitsfelder

Was ist unsere Aufgabe in dieser Situation?
Sicherlich zunächst konkrete materielle Hilfe: Die Menschen brauchen Kleidung, Bettwäsche, Schulmaterialien, Lebensmittel, Medikamente usw. Manchmal werden wir gebeten, Frauen in Notsituationen für eine Weile aufzunehmen, denn es gibt in Lettland keine Frauenhäuser o. ä. In Deutschland und in den Niederlanden sammeln unsere Schwestern und Freunde Sachspenden, die wir dann verteilen und Geld, mit dem wir unsere Räume entsprechend einrichten.

Dann aber geht es auch um spirituelle Hilfe: Häufig kommen Einzelne oder Gruppen, die geistliche Begleitung suchen – oder einfach einen Ort der Stille. Es gibt in ganz Lettland drei Exerzitienhäuser – unser ehemaliges Noviziatshaus eingeschlossen.
Da an den staatlichen Schulen kein Religionsunterricht erteilt wird, haben wir eine Sonntagsschule mit mehreren Gruppen: Katechese für Kinder, Jugendliche und Erwachsene! Sie ist eng verbunden mit der kleinen Gemeinde, die sich regelmäßig sonntags zur Messe bei uns versammelt.



Der Konvent der Dominikanerinnen in Riga

Ein zentraler Gedanke unserer Stifters Pater Lataste war, dass es keine hoffnungslosen Fälle gibt. „Hoffen wider alle Hoffnung" war sein Motto. Könnte das unsere Botschaft sein für die Menschen in diesem Land, in ihrer oft verzweifelten Situation?

Übergabe an die Lettinnen

Von Anfang an war geplant, das Haus in Riga eines Tages in die Hände der lettischen Schwestern zu übergeben. Dies ist jetzt geschehen: Im März diesen Jahres hat die letzte Gründungsschwester Riga verlassen. Sr. Marjolein Bruinen konnten nach 13 Jahren Aufbauarbeit und Dauereinsatz endlich in die wohlverdiente Sabbatzeit gehen. Damit endet eine Ära – und eine andere Phase beginnt.
Da im Moment nicht alle unsere in Lettland eingetretenen Schwestern frei sind, sind zwei deutsche Schwestern mit nach Riga gegangen. Wir fünf versuchen jetzt, das Begonnene fortzusetzen und den Menschen in der Krise neue Hoffnung zu geben. Getragen wissen wir uns dabei von dem Gebet unserer ganzen Kongregation und der ganzen dominikanischen Familie.



Sr. Barbara Offermann lebt und arbeitet seit Februar 2009 im Konvent der Dominikanerinnen von Bethanien in Riga.

Ulrich Engel OP

Zwischen Universität und Öffentlichkeit

IV. Theologische Kongress für Dominikanerinnen und Dominikaner in Europa



P. Thomas Eggensperger OP und P. Ulrich Engel OP in Louvain-la-Neuve

Seit den frühen Tagen des Ordens gehört das Studium zum „Kerngeschäft" der Predigerbrüder. Jeder einzelne Konvent sollte nach Maßgabe des Generalkapitels von 1220 Lern- und Lebensgemeinschaft („collegium") sein. Die einzelnen Hausstudien wurden dabei durch die sogenannten „studia generalia" unterstützt. Diese spezialisierten Ausbildungseinrichtungen der Dominikaner gab es ab 1248 in Oxford, Köln und Montpellier. Allgemein anerkannte akademische Grade in Philosophie und Theologie konnte man an der Universität Paris erwerben. Das dortige Konventsstudium von Saint Jacques erlangte schon in den 1220er Jahren den Status einer „schola" der theologischen Fakultät – was heißt, dass die Schule der Dominikaner nicht nur den Studenten des Ordens, sondern auch allen Scholaren der Pariser Universität offenstand.

Universität und Öffentlichkeit

Im Blick auf die Geschichte der dominikanischen „studia" sind also (mindestens) zwei Dinge festzuhalten: zum einen ist das Studium im Predigerorden seit frühesten Tagen eng verbunden mit der Institution der international organisierten „universitas"; zum zweiten war gerade die mittelalterliche Universität mit ihren „disputationes" ein öffentlicher Ort der akademischen Diskussion, d. h. des vernünftigen Nachdenkens über Gott und die Welt.

Genau in dieser doppelten Tradition von Universität und Öffentlichkeit stehen die theologischen Kongresse für Dominikanerinnen und Dominikaner in Europa, welche das Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin sein nunmehr knapp zehn Jahren organisieren. Nach 2002 in den Niederlanden (Huissen), 2004 in Spanien (Salamanca) und 2006 in Italien (Pistoia) fand 2008 das inzwischen vierte dieser Treffen statt. Als Kooperationspartner fungierte dieses Mal die Theologische Fakultät der Université catholique de Louvain im wallonischen Teil Belgiens.

Glaube und Vernunft

Vom 25. bis zum 28. September 2008 versammelten sich gut 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 13 europäischen Ländern sowie aus Afrika und Lateinamerika, um das Verhältnis zwischen Religion und Politik, zwischen theologischer und politischer Vernunft zu diskutieren. Wo und wie, so lautete vor dem Hintergrund der in Europa ganz unterschiedlich geregelten Trennung bzw. Kooperation von Staat und Kirche die Frage,

finden Religion und Theologie ihren Platz im öffentlichen Raum?
Aktualität und Virulenz der Thematik müssen kaum unterstrichen werden: Die einschlägigen Beiträge von Josef Kardinal Ratzinger / Papst Benedikt XVI. zur Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft 2004 in der Katholischen Akademie München (Diskussion mit dem deutschen Philosophen Jürgen Habermas), 2006 an der Universität Regensburg (nicht zuletzt zur Verhältnisbestimmung zwischen Christentum und Islam) sowie 2008 vor Kulturvertretern im Pariser Collège des Bernardins sind breit und zum Teil sehr kontrovers diskutiert worden. Und von „säkularer" Seite hat vor allem Habermas das Gespräch angeregt und weitergeführt. Er ist mit seinen Beiträgen weit über den deutschen Sprachraum hinaus rezipiert worden.
Angesichts dieser Aktualität des Themas nimmt es nicht Wunder, dass der Habermas'sche Ansatz einer Vermittlung der beiden Diskursrationalitäten im Modus der Übersetzung auch auf der Tagung in Louvain-la-Neuve intensiv diskutiert wurde.

Argumente und Diskurse

Eigentlich müsste das politische und kulturelle Europa in seiner „Einverschiedenheit" (französisch: „unidiversité") eine Übersetzungsgemeinschaft *par excellence* darstellen. Der unvoreingenommene Blick auf die europäischen Realitäten zeigt jedoch, dass dies längst (noch) nicht der Fall ist: Partikularinteressen rangieren allzu oft vor Gemeinwohlaspekten.
In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie und welche Werte sich im gesellschaftlichen Diskurs durchsetzen. Hier haben auch die Kirchen einen konstruktiven Beitrag zu leisten. Fundamentaloppositionelle Abwehrhaltungen allein reichen kaum aus. Vielmehr müssen Christen zeigen und vermitteln, dass und wie reflektierte religiöse Argumente der politischen Entscheidungsfindung hilfreich sein können.
Folgerichtig widmete sich die Tagung schwerpunktmäßig dem Thema „Theologie als öffentlicher Diskurs". Leitend dabei war die Einsicht, dass das Christentum, wie beinahe jede Religion, des öffentlichen Raums bedarf, da es von seinem ureigenen Auftrag her die Aufgabe hat, in Kontakt mit den Menschen und ihren je eigenen, auf jeden Fall immer disparaten Lebenswelten zu treten. Theologie kann daher nicht bloß innerhalb des kirchlichen Binnenraumes und für diesen betrieben werden.

Denken und Streiten

Gerade die dominikanisch-theologische Tradition mit ihrer besonderen Betonung des intelligiblen Moments des christlichen Glaubens – allen voran Thomas von Aquin – darf in diesem Zusammenhang als adäquater und hoffentlich inspirierender Referenzrahmen für heutiges Nachdenken über das „Ganze" der Wirklichkeit aufgerufen werden.
Wider alle aktuell virulenten Versuchungen durch politische und / oder religiöse Fundamentalismen (auch innerkirchliche!), die im letzten einer tief sitzenden Furcht vor dem Denken entspringen, gilt es an der Vernünftigkeit des Glaubens festzuhalten und die immer neuen Mühen seiner rationalen Durchdringung auf sich zu nehmen. Denn der Fundamentalismus in all seinen vielfältigen Spielarten widerspricht, um Timothy Radcliffe OP (von 1992 bis 2001 Ordensmeister der Dominikaner) zu zitieren, „einem fundamentalen Grundsatz unseres Glaubens, der besagt, dass wir, wenn wir streiten und diskutieren, unseren Schöpfer und Erlöser ehren, der uns Verstand gab, um zu denken und uns Ihm zu nähern." Deshalb ist Theologie – und zwar nicht nur in ihrer dominikanischen Version! – immer in die intellektuellen Diskurse ihrer Zeit eingebunden. Im selbstbewusst geführten Gespräch mit dem Außen der anderen Wissenschaften, der Politik und der Kultur, ist es Aufgabe des theologischen Innen, den eigenen, spezifischen Beitrag zur Ermöglichung eines guten und gelingenden Lebens für alle zu formulieren.
Genau dies ist die genuine Aufgabe dominikanischen Studierens: damals, zu Beginn des Ordens in Paris und Köln, genauso wie heute und in Louvain-la-Neuve und Berlin – und hoffentlich auch zukünftig im Rahmen des dann V. Theologischen Kongresses für Dominikanerinnen und Dominikaner in Europa.



P. Prof. Dr. Ulrich Engel, Berlin und Leipzig, ist Direktor des „Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin" und vertritt den Lehrstuhl Dogmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Münster.

Das IMDC im Netz: www.institut-chenu.eu

Constantine Mamo OP

Verkündiger des Wortes Gottes

Zur Heiligsprechung von Francisco Coll y Guitart OP

Allen Grund zur Freude hat die dominikanische Familie, denn Papst Benedikt XVI. hat am 11. Oktober 2009 den spanischen Dominikaner Francisco Coll y Guitart OP heiliggesprochen. Der Ordensmeister Carlos Azpiroz Costa OP schreibt dazu: „Die Heiligsprechung von P. Francisco Coll y Guitart ist ein sehr bedeutendes Ereignis auf dem Pilgerweg unserer 800-Jahr-Jubiläumsfeierlichkeiten. In der dominikanischen Liturgie heißt es in der Präfation zu Allerheiligen des Ordens, die Heiligen spornten uns an, ihnen nachzufolgen und bestärkten uns im Geiste unserer Berufung. Es gibt keinen Zweifel, dass Francisco Coll ein hervorragender Sohn des hl. Dominikus ist, ein Erbe seines Eifers und seiner apostolischen Leidenschaft, einer, der eben diese dominikanische Sendung fortführte."

Mit diesen Worten lenkt der Ordensmeister den Blick nicht nur auf die Größe des neuen Heiligen, sondern auch auf das Ziel jeder Heiligsprechung. Es geht nicht um Triumphalismus; Heilige erfahren durch ihre Heiligsprechung keine Steigerung ihrer Herrlichkeit. Eine Kanonisierung lenkt lediglich unsere Aufmerksamkeit auf sie: Diese Person war ihrer Berufung treu; macht es wie sie! Wie beim Evangelium der Verklärung Jesu, wenn die Stimme aus dem Himmel sagt: „Das ist mein geliebter Sohn, hört auf ihn!" Die Heiligsprechung von Francisco Coll ist also weniger eine ihm erwiesene Ehre, als vielmehr ein an uns alle gerichteter Appell, heilige, von Eifer erfüllte Dominikaner und Dominikanerinnen zu sein.

Sein Leben

Francisco Coll wurde am 18. Mai 1812 in der Diözese Vic, in dem Dorf Gombrèn, Provinz Gerona, im Bergland Kataloniens, nicht weit von Barcelona, geboren. Er war der jüngste Sohn von Pedro Coll und Magdalena Guitart und hatte sieben Brüder und drei Schwestern. Am 1. April 1816, im Alter von nur vier Jahren, verlor er den Vater. Als Zehnjähriger ging er in das Diözesanseminar von Vic, um seine Schulausbildung fortzusetzen. Am 9. Dezember 1827 verlor er seine Mutter. Im Alter von 15 Jahren verspürte er die Berufung zum Dominikaner. Nach einer Bedenkzeit ließ er sich am 15. Oktober 1830 einkleiden. Am 4. April 1835 wurde er zum Diakon geweiht. Doch am 7. August des gleichen Jahres mussten er und seine Mitbrüder das Konventsleben aufgeben. Die Regierung erzwang die Schließung der Klöster. Ordensleute wurden umgebracht und Konvente niedergebrannt oder auf andre Weise zerstört.

Am 28. Mai 1836 wurde er in der Privatkapelle des bischöflichen Palais zum Priester geweiht. Er war in einigen Pfarreien als Pfarrer tätig. Doch 1845 gestattete ihm sein Bischof, sich ganz der Wanderpredigt zu widmen. Am 6. Februar 1848 erlangte der hl. Antonius M. Claret von Papst Pius IX. für ihn den Titel Apostolischer Missionar. Am 6. November 1850 ernannten ihn seine dominikanischen Oberen für die Region Katalonien zum Leiter des Dritten Ordens, wie die dominikanischen Laien sich damals nannten. Er scheute keine Arbeit, um die Botschaft Jesu Christi, die Marienverehrung und das Rosenkranzgebet zu verbreiten. Er verbrachte viel Zeit mit Beichthören.
Bei seiner Seelsorgsarbeit nahm er den Mangel an Schulbildung wahr, besonders bei Mädchen. Dies drängte ihn, eine Schwesternkongregation zu gründen, die sich ganz dem Unterricht von Mädchen widmet.
Am 15. August 1855 gründet er in Vic, mit Erlaubnis seines Bischofs und des Bevollmächtigten des Vatikans für die Dominikaner in Spanien, die Kongregation der Anunciata-Dominikanerinnen. Am 2. August 1869 erlitt er einen Gehirnschlag und verlor das Augenlicht. Er starb am 2. April 1875. Der Seligsprechungsprozess wurde am 3. März 1930 eingeleitet. Papst Paul VI. hatte die Seligsprechung auf den 22. Oktober 1978

festgesetzt. Sie erfolgte schließlich am 29. April 1979 durch Papst Johannes Paul II.

Seine Gestalt

Nach dieser kurzen Skizze des Lebens von Francisco Coll sollen einige wichtige Züge des neuen Heiligen benannt werden, nicht nur als Akt der Verehrung gegenüber einem unserer Brüder, sondern vielmehr um „in seinem Licht, das Licht zu sehen“ (vgl. Ps 36, 10). Beim Lesen seiner Biographie fallen folgende Punkte auf.

Armut

Francisco wurde arm geboren, wie so viele Menschen seiner Heimat. In seinem Geburtsjahr 1812 war eine große Hungersnot. Als er in Vic studierte, wohnte er bei einer Familie etwa fünf Kilometer vom Seminar entfernt. Täglich ging er hin und zurück. Mittags pflegte er in einem nahe gelegenen Konvent um Essen zu betteln. Die Klarissen verpflegten ihn gern, denn sie wussten, dass er ein frommer Seminarist war, der gern studierte. Der junge Francisco Coll war arm, doch das hatte er sich nicht ausgesucht: Er lebte in einer Zeit der Armut. Als Wanderprediger lebte er weiterhin in Armut: Diesmal war es seine Wahl, denn er hatte Armut gelobt, als er in den Orden eintrat. Es heißt, er wollte für seinen Dienst niemals bezahlt werden. Wo immer er auch predigte und Beichte hörte, bat er für sich und seine Gefährten nur um das tägliche Brot und um einen Platz zum Schlafen.
In der Predigt anlässlich der Seligsprechung von Francisco erinnerte Papst Johannes Paul II. daran, dass



Der am 11. Oktober heiliggesprochene Pater Francisco Coll OP



Pilger auf dem Petersplatz



Vigilfeier zur Heiligsprechung im Angelicum

er jenen, die die Gründe für manche seiner Einstellungen nicht verstanden, überzeugt antwortete: ‚Weil ich Ordensmann bin'. Es besteht kein Zweifel, dass er immer das Bild dessen in sich trug, der unseretwegen arm wurde, obwohl er reich war, so dass wir durch seine Armut reich würden (vgl. 2 Kor 8, 9).

Seine dominikanische Berufung

Eine Berufung wächst nicht ins Leere: Wenn ein Same aufnahmebereiten Boden findet, wird er aufgehen und wachsen und gute Frucht hervorbringen. Francisco Coll war ein lebhafter Knabe und spielte gern wie alle Kinder. Er gehorchte seiner Mutter, konnte aber nie still sein. Es wird berichtet, dass seine Mutter einmal zu ihm sagte: „Mein Sohn, wie gern hätte ich, dass du von Gottesliebe erfüllst würdest!" Sie war es, die bei ihrem Kind Anzeichen für eine Berufung zum Priestertum bemerkte und ihn ermutigte, in das Seminar in Vic einzutreten und dort zu studieren.
Sr. Teresa Creus bezeugte, dass „er, bevor er fünfzehn Jahre alt war, auf der Straße von einem Mann angesprochen wurde, der ihm sagte: ‚Coll, du solltest Dominikaner werden'; und er antwortete: ‚Daran habe ich nie gedacht!' Später sagte er: ‚Von diesem Augenblick an konnte ich es mir nicht mehr aus dem Kopf schlagen: Du solltest Dominikaner werden! Du solltest Dominikaner werden!'" Wir wissen nicht, wer dieser Mann war. Gewiss war es jemand, der ihn in der Kirche des hl. Dominikus beten sah und bemerkte, wie er aufpasste, wenn er einem predigenden Ordensbruder zuhörte. Dass in seiner Familie für Berufungen ein gutes Klima

herrschte, zeigt die Tatsache, dass seine drei Schwestern Ordensfrauen wurden. Wenn Gott beruft, versteht er es, sich dabei der Menschen zu bedienen. Wer war derjenige, der Francisco die Idee, Dominikaner zu werden, in den Sinn kommen ließ? … Gott weiß es. Francisco aber wurde ein heiliger Dominikaner! Auch heute ist es gut, wenn „andere" helfen, wenn sie Anzeichen für eine Berufung zum Ordensleben oder zum Priestertum bemerken.

Ein Prediger

Wie schon erwähnt, widmete sich Francisco Coll mit Leib und Seele der Predigt. Hier sei nur zitiert, was Papst Johannes Paul II. bei seiner Seligsprechung sagte: „In einem sehr schwierigen Augenblick der Geschichte, in dem soziale Umwälzungen und kirchenfeindliche Gesetze ihn zwingen, den Konvent zu verlassen und ständig außerhalb zu leben, widmet sich P. Coll mit ganzem Herzen einer erstaunlichen Predigtarbeit. Er ist ein Glaubensbote, ein Säer der Hoffnung, ein Verkündiger der Liebe, des Friedens und der Versöhnung unter jenen, die durch Krieg und Hass gespalten sind."
Vom hl. Antonius M. Claret, einem engen Freund von P. Coll, wird folgendes Wort überliefert: „Wo ich predige, kann P. Coll kommen und noch mehr ernten. Doch wo er predigt, finde ich nichts mehr einzusammeln." Einmal fragte er ihn, woher er die Inspiration für seine Predigten beziehe, denn sie seien so fruchtbar und wunderbar. P. Coll zeigte ihm zwei Bilder, ein Bild der Heiligsten Dreifaltigkeit und eines der Schmerzensmutter, und antwortete: „Daher!" Papst Johannes Paul II. verglich ihn mit unserem Vater Dominikus, der „nur mit Gott und von Gott sprach."

Vorbild im Glauben

Noch vieles könnte über diesen neuen dominikanischen Heiligen gesagt werden: die Schwierigkeiten bei der Gründung der Anunciata-Dominikanerinnen, sein Wirken unter den dominikanischen Laien Kataloniens, seine Anstrengungen, um das Rosenkranzgebet zu verbreiten. Das über ihn Gesagte ist wie ein Schnappschuss, der die Erinnerung an ein schönes Erlebnis wach hält.
Zum Schluss möchte ich die Worte des Ordensmeisters zitieren und den Herrn bitten, uns auf die Fürsprache von Francisco Coll „in gleicher Weise Hoffnung, Mut, Großherzigkeit und Hingabe an Gott, diese große Liebe, zu verleihen, so dass wir uns - wie er - der Verkündigung des Evangeliums widmen können".



P. Constantine Mamo ist Herausgeber der „Internationalen Dominikanischen Informationen" (IDI) des Predigerordens. Der Artikel ist der Nr. 468, Januar 2009, von IDI entnommen.

Heiligsprechung am 11. Oktober 2009 in der Basilika St. Peter in Rom

Zusammen mit Francisco Coll wurden Zygmunt Szczesny Felinski, Joseph Damian de Veuster, Rafael Arnaiz Baron und Jeanne Jugan von Papst Benedikt XVI. heilig gesprochen. In seiner Homilie erinnerte der Papst daran, dass Francisco Colls Leidenschaft das Predigen war, vor allem als Wanderprediger und Volksmissionar, um das Wort Gottes in den Städten Kataloniens zu verkündigen, damit die Menschen zu einer tiefen Begegnung mit dem Herrn geführt würde. Er rief die versammelten Gläubigen dazu auf, „sich von dem leuchtenden Vorbild dieser Heiligen anregen, sich von ihren Lehren leiten zu lassen, so dass unser ganzes Leben zu einem Hymnus zum Lob der Liebe Gottes werde."
Mit einer feierlichen Hl. Messe in der Basilika Santa Maria sopra Minerva in Rom endeten am 12. Oktober die Feierlichkeiten anlässlich der Kanonisierung des hl. Francisco Coll y Guitart. In seiner Predigt stellte der Ordensmeister den neuen Heiligen als Mitbruder dar, der uns auffordert und ermutigt, das Wort Gottes zu verbreiten, indem wir alle unsere Gaben und Talente nützen, auch wenn uns große Schwierigkeiten begegnen.

Gehorsam Keuschheit Armut

Der Geist der Armut drängt uns,
in der Gerechtigkeit des Reiches Gottes unseren Schatz zu hinterlegen,
mit lebendigem Vertrauen auf den Herrn.
Er bedeutet Freiheit, von der ängstlichen Sorge um die irdischen Dinge,
um Gott inniger anzuhangen, Gott unbeschwerter zur Verfügung zu stehen,
um mutiger von Gott reden zu können.

Konstitutionen des Predigerordens, Nr. 31

DOMINIKANISCHE QUELLEN UND ZEUGNISSE



Johannes H. Weise (Hg.)

Jeder ist ein Wort Gottes für den anderen

Eines der großen Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils war es, die Laien in der Kirche ernster zu nehmen. So gibt es im Dominikanerorden Gemeinschaften von Laien, die sich – inspiriert vom Geist des hl. Dominikus – am Verkündigungsapostolat des Ordens beteiligen. Dieses Buch bietet eine reiche Sammlung von Quellen und Texten über die Tradition und das gegenwärtige Engagement der dominikanischen Laiengemeinschaft in aller Welt. Vorgestellt werden Passagen aus der Verfassung des Ordens, Briefe und Kongressergebnisse – vieles liegt jetzt zum ersten Mal auf Deutsch vor.

DQZ 13, 343 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 978-3-7462-2764-1 **€ 12,50**
€ 12,90 [A]/sFr 23,50



Ulrich Schulte

P. Titus Horten OP

Der von den Nazis verhaftete und 1936 in der Haft verstorbene Dominikaner-Pater Titus Horten wird in dieser umfangreichen Biografie und Quellensammlung erstmals ausführlich porträtiert. Das eindrucksvolle Bild eines Regimekritikers und bewundernswerten Christen, der bereits kurz nach seinem Tod vom Volk wie ein Heiliger verehrt wurde.

DQZ 12, 184 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 978-3-7462-2419-0 **€ 12,50**
€ 12,90 [A]/sFr 23,50



Th. Eggensperger / U. Engel (Hg.)

Mutig in die Zukunft

Mit den in diesem Buch versammelten Porträts liegt erstmals eine fundierte Gesamtdarstellung der dominikanischen Beiträge während des Zweiten Vatikanischen Konzils vor. Dabei ist allen bedeutenden Theologen die Überzeugung Yves Congars OP eigen: »Das Konzil ist kein Abschluss, sondern eine Etappe.«

DQZ 10, 268 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 978-3-7462-2285-1 **€ 12,50**
€ 12,90 [A]/sFr 23,50

In der Reihe DQZ sind weiterhin lieferbar:

DQZ 11: Den Wein der Freude trinken
DQZ 9: Die Dominikaner – Der Orden der Prediger (DVD oder VHS)
DQZ 8: Gott in uns
DQZ 7: Albertus Magnus
DQZ 6: Thomas von Aquin
DQZ 4: Kleine Geschichte des Dominikanerordens
DQZ 3: Jordan von Sachsen
DQZ 1: Dominikanische Spiritualität

St. Benno-Verlag GmbH • Stammerstraße 11 • 04159 Leipzig
0180/546 7778 (0,14 €/min.) • E-Mail: service@st-benno.de • www.st-benno.de

URS ALTERMATT / MARIANO DELGADO / GUIDO VERGAUWEN OP (Hrsg.), *Europa: ein christliches Projekt? Beiträge zum Verhältnis von Religion und europäischer Identität* (Religionsforum Bd. 2), Kohlhammer Verlag Stuttgart 2008, 259 S., € 29,80.



Das Buch diskutiert die Frage, ob Religion die Grenzen Europas bestimmen soll. Weiterhin geht es um die Rolle der orthodoxen Kirche beim europäischen Integrationsprozess und um die philosophischen und religiösen Wurzeln der europäischen Kultur.

HARALD BAER / MATTHIAS SELLMANN (Hrsg.), *Katholizismus in moderner Kultur* (FS Hans Gasper OPL), Verlag Herder Freiburg/Br. 2007, 318 S., € 34,–.



Das Buch leistet eine Verhältnisbestimmung von Katholizismus und moderner Kultur. Es erschien als Festschrift anlässlich des 65. Geburtstags des Kölner Laiendominikaners Hans Gasper am 10. April 2007.

BURKHARD CONRAD, *Der Augenblick der Entscheidung. Zur Geschichte eines politischen Begriffs* (Universitätsschriften Politik Bd. 161), Nomos Verlag Baden-Baden 2008, 183 S., € 34,–.



Der „Augenblick der Entscheidung" ist ein bedeutender Topos des modernen politischen Denkens. Mithilfe eines begriffs- und metapherngeschichtlichen Ansatzes untersucht der Hamburger Laiendominikaner Burkhart Conrad die Entwicklung dieses Topos von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ins frühe 21. Jahrhundert.

JOHANNES ZAHLTEN / GERD WINNER, *Heilig Kreuz. Dominikanerkloster in Köln.* Fotografie Manfred Zimmermann, hrsg. von Wolfgang Stickler OP, Verlag Quensen Hildesheim – Lamspringe 2008, 96 S.



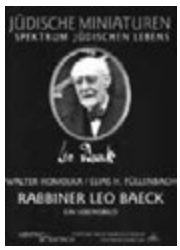
Der Kölner Dominikanerkonvent präsentiert mit diesem Buch einen künstlerisch wertvollen Einblick in die von Gerd Winner umgestaltete Kirche Hl. Kreuz. Die exzellenten Fotos von Manfred Zimmermann ermöglichen zum Teil überraschende Einblicke ins Detail.

KURT FLASCH, *Meister Eckhart. Die Geburt der „Deutschen Mystik" aus dem Geist der arabischen Philosophie,* Beck Verlag München 22008, 192 S., € 22,90.



Kurt Flasch bietet in diesem Buch eine historische Einführung in Meister Eckhart, indem er den Dominikaner, welchen er primär als Philosophen versteht, in seinem nachweisbaren historischen Kontext zeichnet. Er verfolgt seine Auseinandersetzung mit Autoren, die er gelesen, kommentiert, teilweise persönlich gekannt hat.

ELIAS H. FÜLLENBACH OP / WALTER HOMOLKA, *Rabbiner Leo Baeck. Ein Lebensbild* (Jüdische Miniaturen Bd. 75), Verlag Hentrich & Hentrich Tietz 2008, 82 S., € 7,80.



Leo Baeck war einer der bedeutendsten Denker des deutschen Judentums und für sein Volk im Terror der Nationalsozialisten ein mutiger und selbstloser Sprecher. Sein Werk wirkt bis heute nach. Es ist das klassische Denkmal einer liberalen jüdischen Theologie des 20. Jahrhunderts.

MANFRED GERIGK OP, Das Klavierwerk Manfred Gerigk Nr. 1. Klaviersonate Nr. 1 (GerWV 1), Köln 2009.



Die erste Sonate für Klavier ist in den frühen neunziger Jahren entstanden. Jedem Satz des dreiteiligen Stückes entspricht eine eigene, durchgehenden Stimmungslage.

ULRICH HORST OP, *Dogma und Theologie. Dominikanertheologen in den Kontroversen um die Immaculata Conceptio* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens N.F. Bd. 16), Akademie Verlag Berlin 2009, 170 S., € 49,80.



Die Frage, ob und wie Maria das Schicksal der erbsündlich verfassten Menschheit teilte, hat die Theologie von der Hochscholastik bis weit in die Neuzeit beschäftigt. Die Studie analysiert die Argumente der die Diskussion bestimmenden Dominikaner.

SIGRUN JÄGER, *Meister Eckhart – Ein Wort im Wort. Versuch einer theologischen Deutung von vier deutschen-Predigten* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens N.F. Bd. 15), Akademie Verlag Berlin 2008, 389 S., 69,80.



Ziel des Kommentars ist es, die in den Predigten oft implizite, von ihm andernorts dozierte und vorausgesetzte Theologie und Metaphysik ins Gedächtnis zu rufen sowie die in den Predigten begegnenden grundlegenden Theoreme Eckhartschen Denkens darzulegen.

FRANZ KOHLSCHEIN (Hrsg.), *Columba Schonath OP (1730-1787). Berichte und Visionen einer Mystikerin aus dem Bamberger Dominikanerinnen-Kloster* (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte Bd. 4), Archiv des Erzbistums Bamberg Buchverlag Bamberg 2008, 624 S., € 27,50.



Diese Publikation sammelt das eigenhändig von Columba Schonath geschriebene bzw. von ihr diktierte Werk vollständig. Damit ist zum ersten Mal für alle interessierten Leserinnen und Leser ein direkter Zugang zur Mystik der Bamberger Dominikanerin möglich.

GABRIEL LÖHR OP, *Die Dominikaner an der Universität Leipzig* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland Bd. 30), unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. Vechta 1934, hrsg. vom Institut für Pastoralhomiletik, Katholisches Bibelwerk Stuttgart 2009, 118 S.



Mit der Neuauflage der einschlägigen Studie von Gabriel Löhr ermöglicht das Institut für Pastoralhomiletik der Dominikaner einen faszinierenden Einblick in die dominikanischen Beiträge zum Werden und Wachsen der Leipziger Universität, die 2009 ihren 600. Geburtstag begeht.

WOLFGANG W. MÜLLER OP, *Simone Weil. Theologische Splitter*, Theologischer Verlag Zürich 2009, 164 S., 16,80.



Das religionsphilosophische Denken Simone Weils, die 2009 hundert Jahre alt geworden wäre, bleibt anregend und aufregend. Das Buch stellt die religionsphilosophischen Grundzüge vor, die sich durch das gesamte Werk der französischen Philosophin ziehen.

WOLFGANG W. MÜLLER OP (Hrsg.), *Christentum und Islam. Plädoyer für den Dialog*, Theologischer Verlag Zürich 2009, 271 S., € 22,–.



Die Beziehung zwischen Christentum und Islam ist seit längerer Zeit ein öffentliches Thema in Europa. Das Buch bietet eine aktuelle Standortbestimmung der nötigen Schritte auf dem Weg zum Dialog beider Religionen.

WOLFGANG OCKENFELS OP, *Das hohe C. Wohin steuert die CDU?*, St. Ulrich Verlag Augsburg 2009, 176 S., € 16,90.



Wie christlich sind die Unionsparteien? Wolfgang Ockenfels ruft die Gründungsprinzipien der Partei in Erinnerung, setzt sich kritisch mit der Geschichte und dem gegenwärtigen Programm der CDU auseinander und hält so der Union zornig den Spiegel vor.

OTTO HERMANN PESCH, *Katholische Dogmatik aus ökumenischer Erfahrung. Bd. 1: Die Geschichte der Menschen mit Gott. Teilbd. 1/1: Wort Gottes und Theologie – Christologie; Teilbd. 1/2: Theologische Anthropologie – Theologische Schöpfungslehre – Gottes und Trinitätslehre*, Matthias-Grünewald-Verlag Ostfildern 2008, XXX + 978 S. (1/1) und XVI + 781 S. (1/2), € 98,–.



„Ich staune, wie man so viel theologisches Fachwissen in ein Buch bannen kann und dabei noch eine Sprache pflegt, die auch für Laien gut verständlich bleibt." (Prof.'in Dr. Johanna Rahner, Bamberg)

CHRISTOPH SCHÖNBORN OP, *Wir haben Barmherzigkeit gefunden. Das Geheimnis des göttlichen Erbarmens*, hrsg. von Hubert Philipp Weber, Verlag Herder Freiburg/Br. 2009, 190 S., € 14,95.



Der Wiener Kardinal Christoph Schönborn entfaltet die Botschaft der göttlichen Barmherzigkeit in neun Katechesen. Das Buch schließt mit der Frage nach der schlussendlichen Reichweite der Barmherzigkeit Gottes für alle Menschen.

CHRISTOPH SCHÖNBORN / BARBARA STÖCKL, *Wer braucht Gott. Barbara Stöckl im Gespräch mit Kardinal Christoph Schönborn*, Piper Verlag München 2009, 188 S., € 8,50.



Wo ist Gottes Platz in einer Zeit der wachsenden Verdrängung von Glaube und Kirche aus dem Alltag? Wer braucht Gott? Diese und viele andere brisante Fragen stellte die Fernsehmoderatorin Barbara Stöckl dem Erzbischof von Wien.

WALTER SENNER OP, *Alberts des Großen Verständnis von Theologie und Philosophie* (Lectio Albertina Bd. 9), Aschendorff Verlag Münster 2009, 65 S., € 9,20.



Walter Senners Festvortrag, gehalten im Albertus-Magnus-Institut zu Bonn anlässlich des Albert-Festes 2008, zeichnet das Theologie- und Philosophieverständnis des mittelalterlichen Dominikanergelehrten nach.

AURELIA SPENDEL OP / CLAUDIA NIETSCHOCHS, *Zeit für Zwischenräume. Frauenadventskalender*, Matthias-Grünewald-Verlag Ostfildern 2009, 28 S., € 12,90.



Was liegt zwischen einem Ende und einem Anfang? Im „Zwischen" scheint etwas auf, was nicht fassbar, aber doch im Werden ist. Das „Zwischen" hat adventliche Qualitäten. Der neue Frauenadventskalender lädt ein in vielfältige Zwischenräume.

JOHANNES WEISE OP (Hrsg.), *Jeder ist ein Wort Gottes für den anderen. Texte der Dominikanischen Laiengemeinschaft* (Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 13), St. Benno Verlag Leipzig 2009, € 12,50.



Eines der großen Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils war es, die Laien in der Kirche ernster zu nehmen. Das Buch bietet Quellen und Texte über die Tradition und gegenwärtigen Engagements der dominikanischen Laiengemeinschaft in aller Welt.

PAUL H. WELTE OP, *Ins Böse verstrickt. Versuch einer Neuinterpretation der Erbsündenlehre* (Theologische Orientierungen Bd. 12), Lit Verlag Berlin 2009, 152 S., € 19,90.



Es zeigt sich, dass in ihrer bisherigen Form die Erbsündenlehre un- und missverständlich geworden war, dass sie aber etwas für den christlichen Glauben Wichtiges enthält. Genau dies beabsichtigt der „Versuch einer Neuinterpretation der Erbsündenlehre" herauszuarbeiten.

HORST WIESHUBER, *Die Leitidee der Subsidiarität im europäischen Einigungswerk. Eine Untersuchung aus sozialethischer Perspektive* (Kultur und Religion in Europa Bd. 7), Lit Verlag Berlin 2009, 176 S., € 19,90.



Seit der Aufnahme in den Vertrag von Maastricht ist die Leitidee der Subsidiarität im Europäischen Recht verankert. Ausgehend von der katholischen Soziallehre stellt der im Berliner Institut M.-D. Chenu tätige Laiendominikaner die Entwicklung des Subsidiaritätsprinzips in den europäischen Dokumenten dar.